

Lübecker Volksbote.

Organ für die Interessen der werktätigen Bevölkerung.

Mit der illustrierten Sonntagsbeilage „Die Neue Welt“ und einer wöchentlichen Unterhaltungsbeilage.

Der „Lübecker Volksbote“ erscheint täglich nachmittags (außer an Sonn- und Festtagen) und ist durch die Expedition, Johannisstraße 46, und die Post zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 2,00 Mark, monatlich 70 Pfennig. — Postzeitungsliste Nr. 4069a, sechster Nachtrag.

Redaktion u. Geschäftsstelle:
Johannisstraße Nr. 46.
Fernsprecher: Nr. 926.

Die Anzeigengebühr beträgt für die viergespaltene Petitzeile oder deren Raum 20 Pfg., Versammlungs-, Arbeits- und Wohnungsanzeigen 10 Pfg., auswärtige Anzeigen 50 Pfg. — Inserate für die nächste Nummer müssen bis 9 Uhr vormittags, größere früher, in der Expedition abgegeben werden.

Nr. 186.

Montag, den 12. August 1907.

14. Jahrg.

Hierzu eine Beilage.

Der Streit um die Beute.

In Moskau wurde vor einigen Tagen der Kongress der Monarchisten, an dem die echt russischen Leute und die übrigen monarchistischen Organisationen teilgenommen hatten, geschlossen. Seine Resolutionen belehren uns besser als weitläufige Schilderungen über den Geist der Leute, die sich nach dem Staatsstreich und der Wahlreform Stolypins als Herren Russlands fühlen. An die Spitze ihrer Beschlüsse stellen die Staatsretter der Rechten die völlige Abgabe an die „Gemäßigten“: mit dem Verband des 17. Oktober, mit der Partei der Rechtsordnung und mit den anderen konstitutionellen Parteien wollen sie in keine, sei es zeitweilige, sei es dauernde, Verbindung treten. Gegen die Parteien der Linken aber sind schärfere Maßnahmen zu ergreifen. Die Monarchisten werden mit aller Entschiedenheit bei der Regierung dafür eintreten, daß sämtliche Mitglieder der nicht „legalisierten“ Parteien (zu denen auch die Kadetten gehören) aus dem Staatsdienst entfernt werden. Desgleichen hat der heilige Synod strenge und genaue Bestimmungen über das Verhalten der Geistlichen in der Duma erlassen. Die Immunität darf vor der geistlichen Obergewalt nicht schützen. Auch solche Priester verdienen entfernt zu werden, „die offen oder heimlich der gesunden Richtung des Handelns und Denkens, die begründet ist auf den Prinzipien des Bundes der echt russischen Leute, entgegenarbeiten.“ Das Wahlsprogramm bildet die Ergänzung zu diesen „leitenden Grundsätzen“ der monarchistischen Parteien. „Wir stehen ein“, heißt es da, „für den heiligen orthodoxen Glauben, für die Freiheit des selbstherrschenden, unumschränkten Zaren und für das Erstgeburtsrecht und die Hegemonie des russischen Volkes in Rußland!“ Eine strenge Kontrolle der Beamten wird gefordert, aber nicht durch die Duma, sondern durch den Kaiser, Zuteilung des Landes an die landarmen Bauern, aber ohne das Prinzip des Privateigentums anzutasten, und endlich vor allem erbarmungslose Verfolgung der politischen Vergehen. Soll doch auch die Kirche nach dem Wunsche der russischen Leute die Gebetsformel: „Für die rechtgläubigen Soldaten, die auf dem Felde der Ehre gefallen sind“ durch die Worte ergänzen: „Und für alle wahren Diener des Zaren, die im Dienste der Kirche, des Zaren und des Vaterlandes vom revolutionären Haufen ermordet worden sind.“

Jedes Wort verrät die diktatorische Sprache der Triumpatoren. Die äußerste Rechte nimmt den ganzen Ertrag des über die Duma gewonnenen Sieges in Anspruch und kühn gemacht durch das freundliche Entgegenkommen des Zaren, den man mit Recht das Oberhaupt der Chuligane nennt, arbeiten sie nun durch Quertreibereien und durch offene Angriffe in der Presse daran, Leuten von „echt russischer“ Art den Weg zur Regierung zu öffnen. Stolypin, der Mann des Staatsstreiches, ist ihnen noch immer zu freigeitlich, ja, sie sind nicht weit davon entfernt, ihn für einen Revolutionär zu erklären, weil er als gewiegter Politiker wohl weiß, daß man nach den Grundsätzen der „Umstürzler der Rechten“ ein großes Land nicht regieren kann. Dabei führen die Organe der reaktionären Heißsporne eine für russische Verhältnisse außerordentlich scharfe Sprache. Wenn sie den Redakteuren der linksstehenden Blätter in kaum verhüllten Worten mit Rache und den gemäßigten Blättern mit einer fühlbaren Auseinandersetzung drohen, so sprechen die Herren Bulazel und Dobrowin die Regierung mit den Worten an: „Nun, ihr Herren konstitutionellen Minister, man wird euch scharf zur Rechenschaft ziehen. Man wird euch allen Hohn und alle Leiden, die ihr über die russischen Leute verhängt habt, wohl gedenken.“ In der „Ruskoje Snamja“, dem führenden Organ der äußersten Rechten, wird seit einigen Tagen eine förmliche Hege gegen Stolypin veranstaltet. Eine Abordnung des Bundes wollte beim Zaren Audienz nehmen, um ihm den Segen des Patriarchen von Jerusalem zu überbringen. Aber statt der vierzehn Leute, die die echt russischen Leute als Delegierte erwählt hatten, bestimmte Stolypin für die Audienz bloß acht, darunter den Metropolitan Antonin, der gar nicht zum Verband gehört, und sechs, von denen man wußte, daß sie in Moskau beim Kongress sind. Wütend darüber, verzichteten die russischen Leute auf die Audienz und bringen jetzt täglich an der Spitze ihres Blattes Notizen und Artikel, in denen die Schandtat des Ministers mit allen Daten genau dargelegt wird. Zum Schluß eines solchen Artikels heißt es: „Warum wollte Stolypin die Aktion des Verbandes zunichte machen? Was der Ministerpräsident mit einem solchen Vorgehen bezweckt, ist nur zu klar. Die Bevollmächtigten des Verbandes hätten vor dem Throne Reden geführt, aus denen der Kaiser die volle bittere Wahrheit entnommen hätte;

jene Wahrheit, die vor ihm offenbar nach „konstitutioneller Manier“ verborgen wird. Es paßt Herrn Stolypin nicht, dem Herrscher den wahren Stand der Dinge zu verraten, deshalb war er willens, die Deputation zum Gespött zu machen.“ Der Artikel ist in der Form eines Aufrufs gebracht und trägt in fetten Lettern die Überschrift: „Heiliges, rechtgläubiges Rußland! Und dein Führer — der rechtgläubige russische Zar. Der Segensspruch des rechtgläubigen Patriarchen von Jerusalem war ihm heilig wie er dir ist und er wartete des Segens, indem er zum Empfang der Deputation den 31. Juli bestimmt hatte. Aber die Deputation kam nicht!“

Mit dem heiligen Segensspruch war indes, wie man sieht, der Inhalt der Audienz nicht erschöpft. Ihr eigentlicher Sinn und Zweck lag in den „Reden der Deputierten“, über deren Absicht uns denn die „Snamja“ auch manches mitteilt. Nach ihrer Interpretation sollten die „Reden“ eine förmliche Anklage gegen den Minister Stolypin enthalten. Die Hauptpunkte der Anklage sind: 1. Der Minister hat dargelegt und hartnäckig daran festgehalten, daß die Duma nicht aufgelöst werden solle. 2. Er hat die Duma, Alexinsky und Genossen über die Grenzen entweichen lassen. 3. Er wußte nichts davon, daß ein Attentat gegen den Kaiser im Werke war. Die Verschwörung wurde nur durch einen Zufall entdeckt, und um seine Unwissenheit zu verhüllen, „entdeckte“ er gleichzeitig eine gegen sich selbst gerichtete Verschwörung. 4. Er ließ die „Wjestsche“ (ein Moskauer echt russisches Heftblatt) mit Strafe belegen und schickte den Herrn Dlowennikow ins Irrenhaus, um den Prozeß wegen des Attentats auf Grafen Kaunig zu vertuschen. 5. Wahrscheinlich würde man sich auch beklagen haben, daß Stolypin der Forderung, Topolew auf freien Fuß zu setzen (er ist des Mordes an Herzogin angeklagt), nicht willfährig ist. Solche Anzuspaltungen sind selbst den loyalen und gemäßigten Blättern zu arg. Das erzkonervative „Slowo“, nennt den Ton dieser Auslassungen „dreist, anmaßend, unziemlich im Verkehr mit der Krone,“ wirft dem offiziellen Organ vor, daß es diesen offenen Angriffen nicht offen entgegengetrete. „Wenn eine solche revolutionäre Partei offen den Kampf führt gegen die bestehende Staatsordnung, wenn Zugehörige dieser Partei Staatsstellungen einnehmen, ohne entfernt zu werden, wem sollen da nicht Zweifel an dem Bestand der Konstitution erwachsen?“ Noch kräftigere Töne schlägt der alte Sumorin in der „Nowoje Wremja“ an. Dieser alte Vorkämpfer des konservativen Gedankens wendet sich gegen die Exaltados der Reaktion, er nennt ihr Vorgehen schlicht und kernig „Schweineerei“ und fragt Herrn Dobrowin, der über die scharfe Bewachung der Villa Stolypins spottet, ob er etwa die Absicht habe, durch einen Handstreich sich in den Besitz der Gewalt zu setzen.

Dieser Streit im Lager der Rechten, so reich an komischen Episoden, tritt als neue Erscheinung hervor und bildet die eigentliche Signatur der Lage. Wohl bestand seit jeher zwischen den einzelnen Fraktionen der Rechten ein deutlich betonter Unterschied. Der Oktobrist, der „mit Bedauern die Notwendigkeit reaktionärer Maßnahmen der Regierung zur Abwehr der Revolution“ zugab, und der echt russische Mann, der derselben Regierung um derselben Handlungen willen sträfliche Schwäche vorwarf, waren im Denken weit getrennt. Aber alle vereinigte der gemeinsame Kampf gegen die Mehrheit der Linken. Sie stellten sozusagen die legalisierte öffentliche Meinung dar, auf sie stützte sich die Regierung, mit ihnen verband sie das gemeinsame Gefühl des Patriotismus und der gemeinsame Haß gegen die fremden Nationalitäten. Auch der 16. Juni (der Tag des Staatsstreiches) war für alle ein Tag des Triumphes. Die Bulazel und Genossen feierten ihn mit Champagnergelage, die Oktobristen sprachen in ihrer Resolution von „tiefem Leide“; doch von der Notwendigkeit und den segensreichen Wirkungen des Staatsstreiches sprachen alle wie aus einem Munde. Und die Wahlreform, die die Wählerreihen der Linken dezimiert, löste im Lager der Rechten einen förmlichen Jubel aus. Aber kaum waren nun einige Wochen ins Land gegangen, so begann der Streit, der Kampf um die Beute. In diesem Haber der rechtsstehenden Parteien untereinander erklang der Ton bald so kräftig, wie kaum jemals in der Polemik mit den Kadetten oder mit den Sozialisten. „Seht euch doch“, ruft die monarchistische „Moskowija Wjedomosti“, „diese Oktobristen, diese kleinlichen, knickrigen Spieler an, die keinen Einsatz daran wagen und doch alles gewinnen wollen. Überall schmeicheln sie sich an, bald an diesen, bald an jenen. Ihre Eier, ihre Feigheit, ihre niedrige Gesinnung... und so fort.“ Noch höher läßt die „Ruskoje Snamja“ den Ton erschallen. Ihr Lauer, der ausgespien werden soll, ist eben Stolypin, in dem sie das Haupt der Gemäßigten sieht: „Die Namen Stolypin, Arbusow, Sachtjoglowskij, Kaufmann und die anderen Mitarbeiter Stolypins, schreibt das Blatt, sind dem ganzen russischen Volke ein Gegenstand des Hasses geworden. Dennoch weichen

diese Herrschaften, die eine erstaunliche Machtgier erfüllt, nicht vom Plage und achten nicht des Mißtrauens, mit dem Millionen Menschen sie verfolgen... Weicht von euren Sitzen, ihr, die alle das böse Gewissen drückt.“

Aber auch in den Organen der Gemäßigten vernimmt man jetzt eine andere Sprache. So führt die „Nowoje Wremja“ aus, daß es gewiß nötig sei, die Revolution zu unterdrücken; doch selbst der große Napoleon habe die Ordnung nicht aufrichten können, ohne gewisse Forderungen des Volkes durch Reformen zu befriedigen. Die „Petersburger Wjedomosti“ verlangt „Bürgerschaft der bürgerlichen Freiheit“, damit sich die Gesellschaft der Revolution erwehren könnte. Der Gegensatz, der hier zwischen den Gemäßigten und den Exaltados der Reaktion hervortritt, ist der Gegensatz zwischen dem nackten Absolutismus und dem Scheinkonstitutionalismus; ein Gegensatz, der sich zum Teil mit dem Widerspruch der Interessen zwischen den Junkern und dem Bürgertum deckt. Im Augenblick spitzt sich der Kampf im Ringen um die Regierungsmacht zu. Die echt russischen Leute, die sich am Hofe hoher Gunst und hoher Freunde erfreuen, rücken mit den schwersten Waffen zum Angriff vor. Vielleicht werden schon die nächsten Wochen entscheiden, ob Stolypin freie Hand gegen seine Freunde von gestern bekommt oder ob die Schlammflut der dunkelsten Reaktion den „konstitutionellen“ Minister wegschwemmt.

Die Internationale.

V.
Aus Großbritannien
berichtet weiter die „Gesellschaft der Fabier“ (Fabian Society):

Unsere alte, wenn auch unvollkommene politische Freiheit und die frühzeitige Entwicklung des modernen Industrialismus in unserem Lande haben die Entstehung reiner Klassenorganisationen der Arbeiter hervorgerufen, insbesondere die Genossenschaften (Cooperative-Gesellschaften) und die Trade Unions (Gewerkschaften), und für diese letzteren sogar den Erwerb einer gewissen direkten politischen Macht durch den Eintritt ihrer Führer ins Parlament. Diese Organisationen hatten eine bedeutende Entwicklung erreicht, bevor die aus Deutschland gekommenen Ideen des modernen Sozialismus hatten in die Köpfe der Führer der Arbeiterklasse eindringen können, die, nebenbei gesagt, seit dem Scheitern der Owen'schen Experimente, vollständig in die Reaktion zurückgefallen waren. Während also auf dem ganzen Kontinent die Arbeiterklasse durch den Sozialismus in die Politik eingeführt wurde und im Sozialismus ihren ersten politischen Ausdruck fand, stieß dieser in England — und stößt noch auf seine erbittertesten Gegner nicht nur unter den Kapitalisten und Aristokraten, sondern unter den Politikern der Arbeiterklasse, unter den Führern der reinen Arbeiterklassenorganisationen, die im höchsten Maße Klassenbewußtsein haben, aber deswegen keineswegs dem Sozialismus geneigt sind.

„Daher kommt es, daß die F. S. (Fabian Society), eine Gruppe von Sozialisten, die sich ursprünglich zu Zwecken der Ausbildung und der Propaganda vereinigt hatten, und die es bis auf den heutigen Tag ablehnt, eine ihre Mitglieder bindende politische Haltung einzunehmen, sich nicht nur seit ihrer Gründung im Jahre 1884 erhalten hat — und somit älter ist als die anderen rein sozialistischen Gruppen, die in England noch existieren —, sondern in diesen letzten Jahren ihre Mitgliederzahl, ihren Einfluß und ihre Tätigkeit rapide hat wachsen sehen...“

„Das große Werk der Gesellschaft war die Ausbildung zuerst ihrer Mitglieder, dann der übrigen. Sie ist überzeugt, daß der Sozialismus — wie es eines ihrer neuesten und am meisten bekannten Mitglieder kürzlich erklärte — weder vor 25 Jahren noch seitdem als ein vollkommenes Evangelium offenbart worden ist. Der Sozialismus ist ein Glaube, der fortschreitet und wechselt. Er wechselt in dem Maße, wie wir klarer lernen, was getan werden muß, um unser Ziel zu erreichen; er schreitet fort in dem Maße, wie wir immer vollständiger das, was die ideale Gesellschaft wahrscheinlich werden wird, sowie die Änderungen, welche die von uns erstrebten ökonomischen Umwälzungen an der Gesellschaftsform hervorbringen werden, verwirklichen.“

„Die Geschichte und der Fortschritt des Sozialismus, soweit er in England durch die F. S. repräsentiert wird, ergeben sich demnach weit besser aus der schrittweisen Entwicklung der sozialistischen Ideen und dem Resultat der Anwendung des Sozialismus auf einzelne bestimmte Probleme, als aus Statistiken über die Zahl der Mitglieder oder über Wahlsiege.“

„An den politischen Kämpfen haben unsere Mitglieder im Rahmen anderer Parteien teilgenommen. Die F. S.

beteiligt sich im Jahre 1900 an der Gründung der Labour Party und zählt unter ihren Mitgliedern gegenwärtig den Vorsitzenden der Partei im Hause der Gemeinen, den Vorsitzenden des Exekutiv-Ausschusses und drei andere Mitglieder der Partei im Parlament, während vier als Liberale gewählte Abgeordnete ebenfalls in ihrer (der F. S.) Mitgliederliste verzeichnet sind.

„Weil sie keine politische Partei ist, kann die Fabier-Gesellschaft einen rein sozialistischen Standpunkt einnehmen bei der Kritik der anderen Parteien und bei ihren Versuchen zu Anwendungsvorschlägen. Sie braucht auf Wahlen keine Rücksicht zu nehmen und kann sich Zeit lassen zum Überlegen, bevor sie sich über Fragen der laufenden Politik ausspricht.“

Eigentümlich ist in der F. S. das Vorherrschende der Mittelklasse. Die Arbeiterklasse ist stets willkommen gewesen und ein gut Teil der Mitglieder besteht aus Führern der Trade-Unions und anderen Arbeitern. Aber die Führer, die Masse der Mitglieder und die Methoden sind stets der Mittelklasse entnommen worden und niemals hat man versucht, daran etwas zu ändern. Es ist in der Tat eine Organisation, die den Zweck hat, die Bildung und die Verwaltungskenntnisse der oberen Klassen dem Proletariat zur Verfügung zu stellen.

„Die Mitgliederzahl der F. S. muß den großen Organisationen Frankreichs und Deutschlands lächerlich schwach erscheinen. Sie erklärt sich daraus, daß die F. S. nicht, wie andere Gruppen, auf die Werbung von Mitgliedern ausgeht. Nur wer aktiver Propagandist werden oder die F. S. direkt unterstützen will, kann Mitglied werden. Mit einem Wort, die F. S. arbeitet für den Sozialismus und nicht für die Vergrößerung der F. S. Sie gibt die Notwendigkeit zu, die kapitalistischen Regierungen dahin zu bringen, ihre (der F. S.) Maßregeln anzunehmen, bis zu dem Augenblick, wo im Parlament eine sozialistische Mehrheit vorhanden ist.“

Von 730 im Jahre 1904 ist die Zahl der Mitglieder auf 1400 gestiegen und die Einnahmen von 1167 Pf. Sterl. (23 340 Mk.) auf 1320 Pf. Sterl. (26 400 Mk.)

Dieser Zuwachs stammt nicht allein aus London. Er ist besonders auffällig in mehreren Provinzialstädten wie Glasgow und Manchester gewesen, und die wichtigste charakteristische Tatsache ist vielleicht die Ausbreitung der Bewegung in den Universitäten, deren Bevölkerung sich in England noch hauptsächlich aus den Söhnen und Töchtern der reichen aristokratischen Familien zusammensetzt. Da die F. S. sich hauptsächlich aus der Bourgeoisie rekrutiert, so legt sie großes Gewicht auf die Organisation der Mittelklassen und betrachtet deren Bekehrung und Mitarbeit als einen unerlässlichen Teil der sozialistischen Politik.

„Der wichtigste Teil des Werkes der F. S. war und ist noch den theoretischen Sozialismus in praktische Gesetzesvorschläge oder Verwaltungsentwürfe umzusetzen, und sie bemüht sich, die Regierung, die gerade am Ruder ist, zu deren Annahme, oder die Opposition zu deren Vorlegung zu veranlassen. Die Arbeiten der F. S. stehen ebenso gut der konservativen Partei zu Diensten wie der liberalen und der Labour Party.“

„Es mag für den Kongreß von Interesse sein, daß Sidney Olivier, Mitglied der F. S., der auf dem Internationalen Kongreß zu Zürich Sekretär der britischen Sektion war und seit mehreren Jahren in der englischen sozialistischen Bewegung eine hervorragende Stelle einnahm, zum Gouverneur von Jamaika ernannt worden ist, d. h. zu einem der wichtigsten Ämter im Kolonialdienst, mit welchem Einkünfte verbunden sind, welche die der meisten englischen Minister übersteigen.“

Die „Arbeitspartei“ (Labour Party), „Komitee für die Vertretung der Arbeit“, berichtet:

„Seit dem Kongreß von Amsterdam, dem das Komitee für die Vertretung der Arbeit beizuhören, ist der Name der Organisation umgeändert worden in „Labour Party“.“

Eine Tabelle zeigt, daß seit der Gründung im Jahre 1900 die Zahl der beteiligten Gruppen und deren Mitglieder wie folgt gewachsen haben:

Trade-Unions gestiegen von	41 auf	174 Gruppen
Gewerkschafts-faktelle	353 070	974 504 Mitglieder
Sozialistische Vereine gefallen	7	83 Gruppen
Sozialistische Vereine gefallen	3	2
Insgesamt gestiegen	22 861	20 985 Mitglieder
	375 931	997 665

„Da die Organisation ein Bund ist, so wird das Exekutivkomitee von den auf den jährlichen Kongressen vertretenen Sektionen ernannt und nicht von den Delegierten insgesamt gewählt. Die Partei steht sich zusammen aus Trade-Unions, sozialistischen Vereinen, lokalen Arbeitervereinen und Genossenschaften.“

„Zur Wahl von 1900 stellte die Partei 15 Kandidaten auf, die insgesamt 62 698 Stimmen erhielten, aber nur 2 kamen ins Parlament. Durch Nachwahlen wurde diese Zahl verdoppelt. Zur allgemeinen Wahl von 1906 stellte die Partei 50 Kandidaten auf und erzielte insgesamt 323 195 Stimmen und 30 Abgeordnete.“

„Die wichtigste parlamentarische Arbeit der Partei im Jahre 1906 war die Ausarbeitung eines Gesetzes, welches den Trade Unions in ihren Arbeitskonflikten Garantien geben und ihre Kassen gegen die Angriffe der Unternehmer härteren soll. Die Partei brachte ihren Gesetzentwurf über diesen Gegenstand zur selben Zeit ein, als die Regierung weniger befriedigende Maßregeln vorschlug, und es gelang der Partei durch ihren Einfluß, den Regierungsentwurf derart zu verbessern, daß er mit den Ansichten der organisierten Arbeiter übereinstimmt. Ein anderer von der Partei mit Erfolg eingebrachter Gesetzentwurf erlaubt, die notwendigen Mittel zu beschaffen, um den bedürftigen Schülern in England und Wales die Nahrung zu sichern. Die Bemühungen, um die Tragweite der Auswirkung des Gesetzes über die Unfälle bei der Arbeit auszubehnen, waren gleichfalls von Erfolg gekrönt.“

„Im Herbst 1906 hat die Partei eine Reihe von parlamentarischen Arbeiten auf, welche die Partei teils

schon in Angriff genommen hat, teils demnächst in Angriff zu nehmen gedenkt. Darunter befinden sich Gesetzentwürfe zur Festlegung eines Minimallohns von 30 Schilling (zirka 30,50 Mk.) pro Woche und zur Herabsetzung des schulpflichtigen Alters.“

Politische Rundschau.

Deutschland.

Reichsfinanzlage und Steuerprojekte.

Wiederholt ist von gut informierter Seite gemeldet worden, daß im Reichsschatzamt die Vorarbeiten für eine Vänderostensteuer auf Zigarren und Rauchtobak, ähnlich wie solche für Zigaretten schon eingeführt worden ist, bereits beendet seien und daß man für die Vorlage an den Reichstag nur einen günstigen Moment abwartet. Diese Meldung ist offiziös bestritten worden, jedoch in solcher Form, daß man erst recht die Überzeugung vom Gegenteil plaggreifen mußte.

Um so beachtenswerter sind die Ausführungen, welche das im Februar d. J. neugewählte Mitglied des Reichstages, Geh. Kommerzienrat Schmidt-Altenburg, ein in der Tabakbranche sehr gut unterrichteter Herr, kürzlich auf der Jahresversammlung des Deutschen Tabakvereins über die Reichsfinanz und die Tabakbesteuerung gemacht hat. Herr Schmidt gehört im Reichstage der freikonservativen Partei an. In der Zigarren- und Tabakbranche gilt er als Autorität. Nach dem offiziellen Bericht des Tabakvereins sagte er:

„Das eine ist Ihnen allen bekannt, und es ist eine Tatsache, daß der gegenwärtige Reichstag bewilligungswillig ist, wie noch kaum einer. Ob das nun bloß in der ersten Tagung so gewesen ist, wo wir alle, vollgepfropft mit den Wünschen, die unsere Wähler an uns gebracht hatten, in das Haus hereingekommen sind, wo wir alle in unseren Fraktionen dafür gesprochen haben, daß das, was man von uns erwartet hat, oder gar das, was wir zugesagt hatten, auch zur Ausführung kommt, und wo schließlich in einem Hagel von 150 Anträgen und Resolutionen das alles auf das Haus niedergeprallt ist, oder ob das auch in der nächsten Tagung so fortgehen wird, das weiß ich ja nicht. Aber ich glaube nicht, daß man so sehr schnell geneigt sein wird, mit dem Bewilligen Einhalt zu tun. Vielleicht tut man's erst, wenn man sich überzeugt hat, daß die Beschaffung der nötigen Mittel denn doch wohl einigermaßen schwierig werden wird. Welche Steuerquellen sollen nun neu erschlossen werden, um das zu decken und zu schaffen, was wir brauchen?“

Die Wirtschaft, die im Reich getrieben wird, kann man wohl unheimlich nennen, und wenn man so als Kaufmann darin steht und sieht, daß man so ganz besondere Namen gewissermaßen erfundet, wie z. B. den von den ungedeckten oder gestundeten Matrikularbeiträgen — denn Matrikularbeiträge sollen eben doch diejenigen sein, die die Einzelstaaten an das Reich bezahlen, falls das Reich nicht genug Geld hat, um auszukommen — wenn man hört, daß diese zu bezahlenden Beiträge darin bestehen, daß sie nicht bezahlt, sondern daß sie auf Jahre hinaus gepumpt werden, so findet man das doch eigentlich unheimlich. Also wir müssen im Reich nicht nur Ordnung schaffen, damit endlich einmal Ausgaben und Einnahmen balancieren, sondern wir müssen diese gestundeten Matrikularbeiträge aus der Welt schaffen. Und dann müssen wir doch auch noch endlich dazu kommen, daß wir in Zukunft nicht mehr nötig haben, fortwährend und bei jeder Gelegenheit neu zu pumpen; denn daß unsere fürchterlichen Geldverhältnisse zum beinahe größten Teil darin ihre Schuld haben, daß eben das Aufnahmevermögen des ganzen deutschen Volkes an Staatspapieren nicht groß genug ist, um die fortwährend neu auf den Markt geworfenen Mengen aufnehmen zu können, und daß um deswillen der Kurs sinkt, das ist doch so klar, wie irgend etwas sein kann.“

Weiter sagte Herr Schmidt:

„Zweifellos sicher wird die Reichsregierung eine W e h r s t e u e r durchbringen. Ich bin auch überzeugt, daß eine Ausdehnung der Erbschaftsteuer auf Kinder und Ehegatten wahrscheinlich die Mehrheit für sich haben würde. Ob die Reichsregierung von selbst mit dem Vorschlage kommt, scheint mir nach den Äußerungen des preussischen Herrn Finanzministers v. Rheinbaben sehr fraglich zu sein. Was man sonst spricht, meine Herren, das ist ja unkontrollierbar. Daß man dabei selbstverständlich vom Tabak spricht, das werden Sie doch alle wissen, meine Herren, und das werden Sie alle gehört haben. Man spricht vom Tabak, man spricht auch vom Bier. Denn es gibt viele, die sich darüber geärgert haben, daß die Biersteuererhöhung so klein gewesen ist. Aber ich kann mir nicht denken, daß man noch einmal dazu kommen wird, auf das Bier einzugehen, bei der überaus zärtlichen Behandlung, die man speziell den Bayern immer zu teil werden läßt. Also die Möglichkeit, daß man auf den Tabak kommt, meine Herren, ist ganz entschieden groß, und deswegen möchte ich Sie doch dringend bitten, ja nicht den Gedanken in irgend welcher Form auszupprechen, daß das für Sie wünschenswert wäre, weil es Ihnen dann leichter möglich sei, eine Erhöhung der Zigarettenpreise durchzusetzen. . . . Meine feste Überzeugung ist die: eine derartige Steuer — um Pfennige wird es sich dabei nicht handeln, sondern wenn man sie entgegen den bisherigen Majoritätsbeschlüssen des Reichstages durchsetzen will, so würde man es unter dem Zwange der Verhältnisse eben doch so machen, daß es sich um große Beträge handelt — würde unter allen Umständen eine kolossal schwere Schädigung für die gesamte Industrie bringen. Sie würde ganz zweifellos zu der Entlassung einer großen Menge von Arbeitern führen und würde uns auch zweifellos nötigen, wiederum viele Jahre zwischen den Zigarettenhändlern und den Rauchern die Puffer zu sein, die nicht in der Lage sind, einen nur einigermaßen annehmbaren Nutzen aus ihrer mühseligen Substitution zu ziehen.“

So Herr Schmidt, ein konservativer Mann. Seine Ausführungen enthalten eine ihm selbst vielleicht nicht völlig bewußte vernichtende Kritik der Bismarck'schen Finanzpolitik. Die Konsequenzen, die Herr Schmidt zieht, sind nicht von der Hand zu weisen. Der famose „nationale Block“ soll ja nach der Rechnung seines Urheber gerade in ungeheuren Bewilligungen für Kolonial- und Weltpolitik sich begründen. Und da wird er die nötige finanzielle Neubelastung des Volkes schon besorgen.

Neues, aber nichts Erfreuliches!

Herr v. Liebert, der Reichsverbandsgeneral, hat als Sachverständiger im Peters-Prozess erklärt, daß er das Urteil des Disziplinargerichtshofes als Justizmord mit der ausgesprochenen Absicht gekennzeichnet habe, damit die Regierung endlich mit ihren Geheimakten in der Peters-Sache herausrückt. Er verband also mit seinem unter Eid abgegebenen Gutachten eine besondere politische Absicht, obwohl ihm sein Eid als Sachverständiger die Erstattung eines völlig unparteiischen Gutachtens auferlegte. Das Gutachten des Herrn v. Liebert strotzte überdies von sachlichen Unrichtigkeiten. Man hat bisher noch nicht vernommen, daß eine Untersuchung gegen Liebert wegen Verletzung der Eidespflicht in Szene gesetzt wurde. Um so mehr überrascht daher die Mitteilung der „Münchener Post“, daß gegen den Major v. Donat, der seine eidlichen Aussagen durch exakt aus den Zeitvorgängen geschöpfte Details bestätigte, das Ermittlungsverfahren wegen Eidespflichtverletzung eingeleitet wurde. An der eidlichen Aussage des Herrn Arendt, die im schreienden Widerspruch zu der eidlichen Bekundung der Frau Direktor Kayser steht, hat bisher noch kein Staatsanwalt zu deuten und zu rütteln gewagt! Die Gerichtsbehörden beweisen eine geradezu verblüffende Friedfertigkeit und Zähmheit gegenüber den Bekundungen und Angriffen der Peters-Klique. Die „Frankfurter Zeitung“ macht mit Recht schon das Verhalten der Behörden in der Peters-Affäre direkt begriffstuhig. Sie schreibt: „Daß die von Herrn v. Liebert gräßlich beschimpften Mitglieder des Disziplinargerichts sich mit der sogenannten Entschuldigung begnügen, ist ihre Sache. In anderen Fällen ist wegen weit geringerer und entschuldbarer Beleidigungen gegen Gerichte schärfste Verfolgung und schwerste Bestrafung eingetreten. Ob diesmal die Nichtverfolgung eine so ganz freiwillige war, mag dahingestellt bleiben. Die Angelegenheit Liebert aber ist in etwas anderem Sinne „erledigt“, als er meint: ist er auch von gerichtlicher Verfolgung verschont geblieben, so ist doch das öffentliche Urteil über diesen Sachverständigen gesprochen.“ Gewiß, der Sachverständige v. Liebert ist „erledigt“, aber seine Zeugenaussage ist es nach unserer Ansicht noch nicht. — Aber es wird schon so kommen: Die beiden Petershelden bleiben unbehelligt und dem Major v. Donat wird der Prozeß gemacht. Von Rechts wegen! Korruption in der Rechtspflege aber gibt es nur in — Rußland!

Mit Gott fang an, mit Gott hör auf!

Wir lesen in der bürgerlichen Presse:

Aus dem Alttag des Kaisers hat Pastor Ruhlo dem Westdeutschen Jünglingsbund nach dem Stöcker'schen „Reich“ u. a. folgendes erzählt: Als der Popprediger Kehler eines Tages mit den Bräutigamspfeifern, kam er in das Schlafzimmer des Kaisers, wo sich der Kronprinz versteckt hatte. Da sah er auf dem Tisch neben dem Bett nur ein Buch, die Bibel. Und die war von vorn bis hinten mit Bleistiftstrichen versehen, der Kaiser liest sie ganz. Morgens lesen Kaiser und Kaiserin stets zusammen in der Bibel und den Lektionen, mag der Kaiser noch so früh aufstehen, die Kaiserin läßt sich wecken, sie will ihrem Gemahl auch in diesem Stück eine treue Gefährtin sein. Abends geschieht dasselbe, wieder wird Gottes Wort gelesen und dann — fried gebetet. . . . Am Sonntag verläßt das Kaiserpaar nie den Gottesdienst; kommt der Kaiser irgendetwas früh an, muß der Wagen bereit sein, um ihn in die Kirche zu bringen.

Im allgemeinen dürfte Wilhelm II. nicht allzu oft in die Lage kommen, zusammen mit seiner Frau die Bibel zu lesen, da er meistens verreist ist. Daß er dagegen gern und viel betet und dabei kniet ist bekannt, besitzt doch die Öffentlichkeit sogar eine Photographie, in der Wilhelm II. in dieser Stellung abgenommen ist.

Vorbereitung von Gesetzentwürfen für den Reichstag.

Wie die „Post. Ztg.“ hört, wird die Novelle zum Gesetz über den unglücklichen Wettbewerb im Herbst vor Beginn der Reichstagsitzungen veröffentlicht werden, um den Interessenten Gelegenheit zur Äußerung ihrer Wünsche bei der zuständigen Reichsbehörde zu geben. Eine Befreiung der Rechtsprechung in Wettbewerbsachen ist in dem Entwurf vorgesehen. Der Gesetzentwurf über die Kurpfuscherei und das Geheimmittelwesen ist, nach der „Täglichen Rundschau“, im Reichsamt des Innern fertiggestellt und dürfte binnen kurzem den Bundesregierungen zur Prüfung zugehen, voraussichtlich auch gleichzeitig zur Veröffentlichung gelangen. Die Ausdehnung der obligatorischen Krankenversicherung auf die land- und forstwirtschaftlichen Arbeiter ist zur Zeit Gegenstand der Beratungen bei den Reichs- und preussischen Staatsbehörden. Die Frage dürfte voraussichtlich so geregelt werden, daß durch ein Reichsgesetz die Versicherungspflicht der ländlichen Arbeiter zur Einführung gelangt, dessen Durchführung aber den Bundesstaaten durch Landesgesetz überlassen wird. In Preußen sind nach der „Deutschen Medizinischen Wochenschrift“ bereits durch die Oberpräsidenten Erhebungen über die Bedürfnisfrage und die geeignetste Form der Durchführung der Versicherungspflicht angestellt worden.

Karl Peters, ein Bild aus dem nationalliberalen Familienleben.

Das Berliner Organ der Nationalliberalen, die „Nationalzeitung“, veröffentlicht an der Spitze ihrer Abendausgabe vom 8. August einen Bericht über eine Festivität, die der nationalliberale Verein von Witten a. d. Ruhr zu Ehren des Peters veranstaltete.

Es war „ein kleines Festessen“. Die Begrüßungsrede hielt der Bürgermeister Menzel, und er führte aus, „daß wir die Freude, den unerschrockenen Dr. Peters unter uns haben zu dürfen, einem Freundschaftsbesuch bei dem Bildhauer Beinhorn verdanken.“ Herr Menzel schloß:

„Zeigen Sie ihm, daß in Westfalen nationalgeante und treu deutsche Herzen schlagen, die niemals vergessen werden, welche schweren Opfer Karl Peters für Deutschland gebracht hat, und daß wir ohne Peters niemals ein Deutsch-Ostafrika haben würden. Dr. Peters, er lebe hoch.“

Infolge Unachtsamkeit kam das Boot zum Kentern. Rettungsversuche wurden sofort angestellt, leider vergeblich.

Rehbe. Stadterordnetenwahl. Bei der an Stelle des zum Stadtrat gewählten Stadtverordneten Kaufmann J. Raasche abgehaltenen Wahl eines Stadtverordneten wurde unter verhältnismäßig reger Beteiligung der Wählermeister U. Heesch mit 336 Stimmen gewählt, während auf den Kandidaten der Sozialdemokratie, Kassierer Heide, 257 Stimmen entfielen.

Kiel. Die unbegrabene Leiche und St. Petruskathedrale. Bei der Landungsbrücke in Altdorf ereilte einem Gelegenheitsarbeiter aus Laboe bei der Arbeit plötzlich der Tod. Er war mit Kohlenlöschern beschäftigt und brach, während er eine gefüllte Karre schob, tot zusammen. Da der Mann mittellos war, wagt sich die Gemeinde Altdorf, die Beerdigung vorzunehmen. Die königliche Polizei will die Leiche nicht nach Kiel bringen, da dann die Stadt Kiel für die Beerdigung sorgen muß. Kiel übernimmt jedoch nur die Kosten in den Fällen, wo die Leiche im Wasser gefunden ist. In den Fällen, wo die Leichen am Strande liegen, hat die betreffende Gemeinde die Kosten zu tragen. Nun ist dieser Mann auf dem Böschkegg, also über dem Wasser, gestorben und aufgefunden. Es will deshalb keiner bezahlen. Die Leiche des nun schon seit drei Tagen Verstorbenen ist in echt christlicher Weise vorläufig in einem Schuppen untergebracht. Man sieht hier wieder einmal, wie der Fluch der kapitalistischen Gesellschaftsordnung die Armen sogar bis über den Tod hinaus verfolgt. Bei den Reichen kann so etwas nicht passieren, dazu leben wir ja in der schönsten aller Welten.

Schwerin. Militärische Mordpolitik. Ein junger Mann, 19 Jahre alt, fühlte das Bedürfnis, mit einem Kameraden zusammen seine Ferienkoloniezeit abzuweilen. Er meldete sich bei einem Feldartillerieregiment in Schwerin. Dort wurde er Ende Juni untersucht und voll-

ständig tauglich befunden. Er konnte und wollte inzwischen in aller Ruhe die Aufforderung zur Einstellung abwarten. Am 7. August kam aber folgendes Schreiben an:

Schwerin, den 5. August 1907.

An den Freiwilligen
Maurer.

Anliegenden Meldebüchlein zum freiwilligen Eintritt mit dem Bemerkten zurück, daß Sie wegen sozialdemokratischer Gesinnung nicht zur Einstellung als Freiwilliger gelangen können.

gez. Ortman,
Wachmeister 4/60.

Der junge Mann war Mitglied des Sozialdemokratischen Wahlvereins von Hannover-Linden. In irgend einer Weise organisatorisch oder agitatorisch hervorgetreten ist er nicht. An und für sich ist die Sache ja belanglos, denn der zukünftige Rekrut wird durch diese willkürliche Zurückweisung sich nicht veranlaßt fühlen, seine Gesinnung zu wechseln. Der Fall zeigt nur, mit welcher Kleinlichkeit und kläglichen Mitteln die Militärbehörde achtbare Staatsbürger ungestraft pfeifen darf.

Stargard. Zwei Kinder verschüttet und getötet. Die neunjährige Tochter des Arbeitmannes Kollhof hatte Essen nach dem Felde getragen und wurde seitdem vermißt, ebenso ein fünfjähriger Sohn des Arbeitmannes Scharf. Nach vielem Suchen kam man an eine große Kiesgrube, wo man eine beträchtliche Menge feuch abgefallenen Sandes fand. Unter diesem holte man nach längerem Graben die beiden Kinder als Leichen hervor. Es war gegen 6 Uhr abends; die beiden Verunglückten haben also vermutlich mehrere Stunden unter dem Sand begraben gelegen. Man nimmt an, daß die Kleinen am Rand der Grube gespielt haben und mit dem Sand in die Tiefe gestürzt sind.

Handels- und Marktnachrichten.

Lübecker Marktpreise vom 10. August.

Bauern-Butter Pfd. 1,10—1,15 Mk., Meierei-Butter Pfd. — 1,25 Mk., Käse — Mk., Enten 3,25 Mk., Hühner 1,60—2 Mk., Räten Stk. 1,10—1,20, Tauben Stk. 0,55 bis 0,60 Mk., Gänse Pfd. — Mk., Nückans — Mk., Schweinestopf Pfd. 0,55 Mk., Schinken Pfd. 0,98—1,10 Mk., Wurst Pfd. 1,25—1,30 Mk., Eier 8 u. 9 Stk. 60, Karpfen Pfd. — Mk., Geräuch. Lachs Pfd. 1,00—2,00 Mk., Karautschen Pfd. 80 Pfg., Sechte Pfd. 70 Pfg., Barsche Pfd. 70 Pfg., Aal Pfd. 1—1,10 Mk., Geringe 2 10 Pfg., Dorsche genüg., Brachsen Pfd. — Pfg., Gemüse genügend, Blumenkohl, d. Kopf 0,20—0,30 Mk., Äpfel, verschiedene pr. 100 Pfd. — — Mk., Pflaumen, pr. 100 Pfd. — — Mk., Kirschen Pfd. 20 Pfg., Zwiebeln, hiesige Pfd. — Mk., Gurken 100 Pfd. — Mk., Kartoffeln pr. 10 Liter 50—60 Pfg., Kohl, 100 Pfd. — Mk., Süßwasserfische genügend, Kartoffeln pr. 10 Liter — Pfg. — Schleie Pfd. 1,20 Mk., Kartoffeln beste, 100 Pfd. — Mk.

Sternschauz-Viehmarkt

10. August.

Der Schweinehandel verlief sehr reg. Zuführt wurden 2287 Stück, davon vom Norden — Stück, vom Süden — Stück. Preis: Versandschweine schwere 64—65 Mk., leichte 65 Mk., Sauen 55—60 Mk. und Ferkel 62—65 Mk. pro 100 Pfund.

Verantwortlicher Redakteur: Johannes Stelling.
Verleger: Th. Schwarz, Druck: Friedr. Meyer u. Co.
Sämtlich in Lübeck.

Am Sonnabend morgen starb nach langem schweren Leiden unsere liebe Mutter und Großmutter, die Witwe

Chr. Schmidt

geb. Banschow

im Alter von 75 Jahren.

Tief betrauert von den Hinterbliebenen
H. Norenburg und Frau, geb. Schmidt.
M. Jäger und Frau, geb. Schmidt.

Lübeck, den 11. August 1907.

Die Beerdigung findet am Dienstag, den 13. August, nachmittags 2 1/2 Uhr von der Kapelle Borwerk aus statt.
Trauerfeier 2 1/4 Uhr.

Danksagung.

Für die innige Teilnahme und reiche Kranzspende bei der Beerdigung meiner unvergesslichen Frau sage allen Freunden und Bekannten, insbesondere meinen Kollegen von der Firma G. Meyer, Sägemühle, meinen herzlichsten Dank.

H. Groth.

Für die mir zuteil gewordene Unterstützung vom Dachdecker-Verband sage meinen besten Dank.
Albert Nitzky.

Gesucht zu sogleich ein junges Mädchen zu häuslichen Arbeiten, welches außer dem Hause schläft.
Frau Carl Junge, Wahnstraße 14.

Frauen

(eventuell Mädchen), die im Bürosten-richten geübt sind, finden dauernde Beschäftigung.
Sartengrube 33.

Zu sofort eine

Arbeitsfrau.

Martin Meyer, Schüsselbuden 8.

Gesucht zu sofort ein

jüngerer Anecht.

„Eiergarten“.

Ein freundl. Zimmer zu verm.

Reifestraße 13.

Logis zu vermieten.

Weiter Lohberg 15.

Zu vermieten ein leeres Zimmer an ein Mädchen, oder am liebsten an eine alleinlebende Frau.
Arminstraße 42a.

Zu vermieten zum 1. Oktober mehrere kleine Wohnungen Mühlenstr., Wasserweg. Näheres Wasserweg bei Schnepel.

Umständlicher ist der Laden mit Kabinett und Keller Wahnstraße 51 zum 1. Oktober zu vermieten.
Näheres daselbst.

Zu verkaufen fast neuer Handwagen mit Kasten, Federgefiel und Einspannerdeichsel, passend für Händler und Möbeltransport. Näheres bei Herrn G. Stage, Moislinger Allee, „Zum Roten Löwen“.

Guter Privat-Mittagstisch à 60 Pfg.
J. Schultz, Johannisstraße 43, I.

Sozialdemokratisches Liederbuch.

Neuere Auflage.

Preis 40 Pfg. Preis 40 Pfg.
Buchhandlung von Friedr. Meyer & Co.

Adolf Hübner Uhrmacher u. Goldarbeiter, Fünfhaus 13.

Visit-Karten

auf f. Elfenbeinkarten per 100 Stück von 1 Mk. an.
Die Druckerei des Lhb. Volksboten

Oeffentl. Versammlung

sämtlicher in Buch- und Steindruckereien Lübecks beschäftigten Hilfsarbeiterinnen u. Hilfsarbeiter

am Mittwoch, den 14. August, abends 8 1/2 Uhr, im Vereinshaus, Johannisstr. 50-52.

Tages-Ordnung:

1. Die Notwendigkeit der Organisation für die graphischen Hilfsarbeiterinnen und Hilfsarbeiter.

Referent: Kollege Hermann Lohse-Hamburg.

2. Freie Aussprache.

Zu dieser Versammlung sind auch alle Buch- und Steindrucker, Buchbinder etc. freundlichst eingeladen mit dem Ersuchen, in den Kreisen der Hilfsarbeiterinnen und Hilfsarbeiter für einen regen Besuch obiger Versammlung zu agitieren.

Der Einberufer.

: Arbeiter - Bildungs - Schule Lübeck :

: Vortrags-Zyklus :

über folgende Vorkämpfer des Proletariats:

Wilhelm Weitling,
Robert Owen, Charles Fourier, Ferd. Lassalle, Karl Marx,
Friedrich Engels, Wilhelm Liebknecht und Ignaz Auer ::

3. Vortrag am Montag, 12. August, abds. 8 1/2 Uhr:

::: Wilhelm Weitling :::

Vortragender: Reichstagsabg. Th. Schwartz.

Der Zutritt zu diesen Vorträgen ist unentgeltlich.

Zahlreicher Beteiligung an diesen im „Vereinshaus“,
Johannisstr. 50-52, stattfindenden Vorträgen sieht entgegen
... .. Der Vorstand

Uhrfeder einsetzen 1.50 Mk.
Taschenuhr reinigen 1.50 Mk.
1 Jahr Garantie.
Ernst Gentzen, Uhrmacher,
Königsstraße 62, b. d. Hühnerstraße
Gebe rote Rabattmarken.

Holzarbeiter-Verband

(Kassiererin Lübeck)

Mitglieder-Versammlung
am Dienstag, den 13. August
abends 8 1/2 Uhr
im Vereinshaus, Johannisstrasse 50-52.

Tages-Ordnung:
1. Abrechnung vom Streit.
2. Festsetzung des ab 1. September zu zahlenden Verbandsbeitrages.
3. Ergebnis der Erhebungen über unsere Lohn- und Arbeitsbedingungen.
4. Bericht über die Ortsverwaltung.
Die Ortsverwaltung.

Vereinigte Butterhändler
von Lübeck und Umgegend.
Allerfeinste Meiereibutter
kostet Pfund 1,25 Mark.

Achtung Löhner!
Der Jammlung
am Dienstag, den 13. August
abends 8 1/2 Uhr
im Vereinshaus, Johannisstrasse 50-52.
Tagesordnung wird in der Versammlung bekanntgegeben.
Der Wichtigkeit der Tagesordnung wegen ist es Pflicht eines jeden Kollegen in der Versammlung zu erscheinen.
Der Vorstand.

Wilhelm-Theater.

Dienstag: 8 Uhr. 73. Abonn. Vorstellung. Großer Heiterkeitserfolg.

Der Kilometerfresser.

Schwank in 3 Akten von Kurt Kraay.
Otto Kugelberg Hermann Norden
Mittwoch: Jeder Platz 50 Pfg.

Frauenliebe und Frauenleben.

Acht lebende Bilder nach P. Thumann.
Gesang: Frau Dr. Fuchs-Brandt.
Sierauf: Heimat.

Hansa-Theater

Eigentümer u. Direktor: Fritz Rittscher.

Ab 16. August und folgende Tage
II. grosse

Internationale Ringkampfkonkurrenz

Gemeldet haben sich bis jetzt

14 Ringkämpfer

(erstkl. Kräfte aller Herren Länder) welche um den goldenen Pokal im Werte von 1200 Mk. und großen Preis von 2000 Mk. kämpfen werden

	Gewicht kg
1. Robert Raicivich, Weltmeister im Leichtgewicht	73
2. H. Hansen, Meisterringer Dänemarks	82
3. Madrail, Champion Armeniens	110
4. Felgenhauer, Berlin	99
5. Michael Hitzler, Deutschland	103
6. Sabatier, Champion Belgiens	96
7. Reiber, der Alpen-Koloss	127
8. M. Boucher, Frankreich	118
9. Pettivan, türkischer Blitzringer	80
10. Hissmann, Westfalen	111
11. Derma, Russisch-Polen	69
12. Mustapha-Mehmedoff, Champion der Türkei	107
13. van der Hütten, Holland	91,5
14. Willy Stalling, Bremen	79

Weitere Anmeldungen werden im Bureau des Hansa-Theaters entgegengenommen.
NB Diese Konkurrenz untersteht einem aus Lübecker Sportleuten bestehend. Schiedsgericht und bürgt deren Name für die reelle Durchführung der Kämpfe.

Vorher: Das erstklassige Spezialitäten-Programm

Preis der Plätze: Loge 3 Mk., Fauteuil 2 Mk., Sperrsitz 1,50 Mk., Parkett u. Seitenparkett 1,25 Mk., Parterre u. Mittelbalkon 1 Mk., Seitenparterre u. I. Balkon 0,80 Mk., II. Balkon 0,60 Mk., Gallerie 0,40 Mk.

Vorverkauf bei Sager.

Stadthallen-Theater.

Direktion: Ludwig Piorkowski.
Dienstag 8 Uhr. 55. Abonnements-Vorst.
Zum 10. Male:

Fräulein Josette — meine Frau.

Lustspiel in 4 Akten v. Savault u. Charvay.
Mittwoch 8 Uhr. 56. Abonnements-Vorst.
Benefiz für Fel. Gredl Lothar.

Frühlingsluft.

Operette in 3 Akten von Strauß.
Billets bereits zu haben.

früh die Belegschaft der Königsblüte vollzählig angefahren, so daß nunmehr der Streik beendet ist. Im ganzen wurden wegen dreimaligen unentschuldigter Fehlens beim Schichtwechsel 521 Mann entlassen.

Der Achtstundentag für die Steinarbeiter. Alle, aber auch alle Streiks des Verbandes der Steinarbeiter Deutschlands wurden im letzten Jahre um die Verkürzung der Arbeitszeit geführt. Den zähen Kämpfen ist auch ein schöner Erfolg geworden. Der Achtstundentag ist in Alt-Werthau, Berlin I, Breslau I, Buzlau, Dresden, Hockenu, Leipzig, Löwenberg, Plagwitz, Meissen, Pirna und Radeburg; der Achteinhalb-Stundentag in Waagen, Bremen, Erfurt, Hamburg, Hannover, Mannheim, und Riesa durchgeführt. Die Erfolge sind um so höher anzuschlagen, als in allen angegebenen Orten die Arbeitszeit im Jahre 1896 noch 9, 9 1/2, 10 oder 11 Stunden betrug, die Löhne aber pro Stunde seitdem um 10, 15 und 20 Pfg. erhöht wurden. Insgesamt haben heute über 3000 Sandsteinarbeiter den Acht- und Achteinhalb-Stundentag. Die kulturelle Bedeutung dieses Erfolges prägt sich am markantesten im schlesischen Sandsteindistrikt darin aus, daß früher bei 11- und 12-stündiger Arbeitszeit der „Suff“ an der Tagesordnung war. Heute ist überall auf den Werkplätzen der Bierkonsum ganz erheblich zurückgegangen. Daß das Bedürfnis nach geistiger Nahrung zeitig ist, beweist der Besuch der Gewerkschafts- und Parteiveranstaltungen. Das Abonnement auf Gewerkschafts-, Partei- und technische Zeitungen und das Lesen schöngeistiger Literatur ist bei den Steinarbeitern Schlesiens ständig im Steigen. Das ist der praktische Beweis dafür, daß die Gewerkschaften Kulturfaktoren im besten Sinne des Wortes sind.

Die Kohlenbergwerke haben das immer so gemacht! das heißt in geschwinder Weise ihren Berginvaliden die Rente entzogen, und diese skandalöse Handlungsweise der Knappschäftsberufsgenossenschaft angezeigt, wenn es ihnen paßte, mit einem Wort: die Geschichte nicht mehr besonders auffiel. Diese Tatsache wurde nach der „Chemnitzer Volksstimme“ attemäßig festgestellt in einer Sitzung des Zwickauer Bergschiedsgerichts, die in dieser Hinsicht unerhörte Zustände offenbarte. Der Sachverhalt ist folgender: Beim letzten Bergarbeiterstreik im Jahre 1900 fand sich zu einer Bergarbeiterparlamentarier im „Feldschlößchen“ in Döhlau auch der Berginvalid Genosse Goldig-Reinhold als Zuhörer ein. Der Obersteiger vom Wilhelmshacht hatte, um zu erfahren, wer alles von seinem Schachte anwesend war, mehrere Spiegel hingehängt, die aber dort sofort entlarvt und hinauskomplimentiert worden sind. Der Zimmerling Koch war es nun, der Goldig dem Bergdirektor Schmidt gegenüber denunziatorischerweise beschuldigte, worauf dieser bei dem Knappschäftsführer Morgenstern anfragte: Ob sich denn nichts tun lasse, um Goldig die Invalidenrente entziehen zu können. Der Bergdirektor und der Knappschäftsführer wurden bald einig darüber. Ein Arzt, der Goldig arbeitsfähig bezeichnete, fand sich in der Person des Dr. Petrich, jetzt in Zwickau, sehr bald und die Geschichte war gemacht. Goldig war eines Tages seine Rente los, nur, wie Morgenstern ganz gelassen zugab, weil er in der betreffenden Versammlung war, sonst wäre er nicht einmal zur Untersuchung beordert worden. Als der Schiedsgerichtsvorsitzende Bergamtsrat Dr. Birkner in Freiberg den Vertreter der Knappschäftskasse fragte, ob denn das Knappschäftskassentatut zulasse, daß die Werkverwaltung ohne jede Anweisung die Invalidenrente entziehen könne, antwortete der Vertreter ebenfalls ganz ungeniert: „Die Werke haben das immer so gemacht; sie setzen uns nachher in Kenntnis. Nur die Zwickauer Werke machen das nicht mehr.“ Und der Zeuge Morgenstern befragt, ob er als Knappschäftskassier das immer so gemacht habe, erklärte: „Nun ja, das kam öfter vor.“ Daraus geht hervor, daß man mit den Bergarbeitern mit der grenzenlosesten Willkür verfuhr und mit den armen Invaliden geradezu Schindluder spielte. Man gibt sich nicht einmal Mühe, diese traurige Handlungsweise zu beschönigen, sondern gibt auch noch ganz Mühe zu: daß man deshalb erst den Knappschäftskassarsatzfrage, ob er sich zu einem derartigen Ansinnen bereit erkläre, damit man auch sicher sei, daß der arme Teufel, an dem man eine solche Niederträchtigkeit begehen wollte, auch in der gewöhnlich Weise unterrichtet und begutachtet werde. Selbst der Knappschäftskassier fand diesen Vorgang ganz „in der Ordnung“, denn entscheidend meinte er: „Der Direktor Schmidt sei vielleicht der Ansicht gewesen, daß wenn Goldig in einer großen Versammlung Reden

halte, er auch arbeiten könne. (Und dabei hat G. damals weder ein Wort gesprochen, noch die betreffenden Spindel irgendwie belästigt!) Dem Vorsitzenden wurde nun doch die Sache etwas zu bunt, denn leise tadelnd bemerkte er: „Die politische Sache (?) im „Feldschlößchen“ kann aber doch nicht mit der Invalidenrenteentziehung in Einklang gebracht werden, es ist dies wohl nicht ganz in Ordnung!“ Das Merkwürdige hierbei ist, daß selbst der staatliche Vertreter die rein wirtschaftliche Seite der Frage mit einer politischen Aktion verwechselte. Als wenn die Herren Gewerkschaftsfragen und politische Vorgänge gar nicht unterscheiden könnten oder gelernt hätten. Das Beste an der Sache ist, daß das Gutachten des willfährigen Knappschäftskassarsatzes, der nur 4-5 Minuten zu seiner „Untersuchung“ gebraucht hatte, durch ein anderes ärztliches Gutachten glänzend widerlegt ist. — Dem Grubenunternehmer ist diese heikle Geschichte fürchtbar unangenehm. Erstens bedeutet sie eine rigorose Verletzung der gesetzlichen Bestimmungen und beweist ferner wie schmachvoll die Bergarbeiter behandelt werden, wenn sich die Werke diesen oder jenen auf diese nicht mehr ungewöhnliche Weise vom Halse schaffen wollen. Wie geheimnisvoll all das vor sich geht, beweist, daß es erst nach beinahe sieben Jahren durch den damaligen Ohrenzeugen der Unterredung des Knappschäftskassierers mit dem Arzt, dem Häuer Diefel, gelang, Licht in diese fortgesetzten Vergewaltigungsversuche der Grubenproben zu bringen, die eine unheilvolle Blamage nicht nur für die Werksleitungen, sondern auch für die Knappschäftsgenossenschaft bedeutet.

Bildungsmittel für Bergarbeiter. Die Harpener Bergbau-Aktiengesellschaft hat für Beamte und Arbeiter der ihr gehörigen Zechen „Gneisenau“, „Preußen I“, „Scharnhorst“ und „Preußen II“ eine Bibliothek geschaffen. Die Einrichtung ist zu begrüßen, umso mehr weil es im Ruhrbecken etwas derartiges sonst fast gar nicht gibt — ausgenommen die Werksbibliothek der Firma Krupp in Essen. In den Städten Bochum, Oberhausen, Gelsenkirchen, Reklinghausen usw. sind Volksbibliotheken nicht vorhanden. Der Katalog für die Bibliothek der erwähnten Gesellschaft ist 309 Seiten stark. Auf nicht weniger als 112 Seiten ist die „Schöne Literatur aller Länder und Zeiten“ mit Titeln vertreten. Wir finden Namen wie: Achterling, Anzengruber, B. Auerbach, die Bachemische Novellenammlung für katholische Kreise (darf allerdings nicht fehlen), Banghofer, Beyerlein, Bierbaum, Bodensiedt, Bölsche, W. Busch, Otto Ernst, Hopfendörfer, Frommel, Gläse, Grot, Hartleben, Hauptmann, Heyse, dann die beiden Hoffmann und Max Kreyer. Die Marlit darf auch nicht fehlen, Rabe und Reuter, Schlicht und mehrere Schmidts sind mit allen ihren Werken vertreten. Sudermann, Tilmann, Wildenbruch, Wolzogen sind auch da. Die ausländische ist ebenso wie die antike Literatur mit ihren besten Namen vertreten, die Klassiker fehlen selbstverständlich nicht. Stärker noch ist die belehrende Literatur vertreten. Wir finden Erdkunde und Geschichte, Naturwissenschaft, Lebensbeschreibungen, Kunst und Wissenschaft, Sport, Musik, Rechts- und Staatswissenschaften, Religionkunde und Erziehungslehre, Technik, Handel und Gewerbe. Auch eine Reihe Jugendschriften sind vorhanden. Kurzum alle bedeutenden Gelehrten haben sich hier ein Stelldichein gegeben. Nur die ausgesprochen sozialistische Literatur fehlt. Von Lassalle ist eine Biographie da; dann sind Wagner, Schmolzer, die beiden Webbs, Ziegler, Lili Braun, Adler, Kulemann, Pieper, Sombart und andere mit ihren bedeutenderen Werken vertreten. Schade, daß nicht die unsterbliche K. Marx, Engels, Wobels „Frau“, Lassalles Reden und Schriften vorhanden sind. Da wäre auch die sozialistisch denkende Arbeiterschaft halbwegs auf ihre Rechnung gekommen. Die Gruben haben außer der Bibliothek auch Lesesäle. Benutzung der Bücher und Aufenthalt in den Lesesälen sind unentgeltlich. Eine Kommission, bestehend aus Beamten und Arbeitern, wählt die Bücher aus, die angeschafft werden sollen. Drei Bücher können auf einmal entliehen werden. Überhaupt ist die Bibliothek den Interessenten leicht zugänglich gemacht. Alles in allem kann man die Einrichtung der Harpener Gesellschaft loben. Von den kommunalen und Staatsbehörden ist ein Vorwärtsschreiten nach der Richtung hin allerdings nicht zu erwarten.

Wöchnerinnen-Unterstützung an uneheliche Kassenmitglieder ist seither von den Ortskrankenkassen begehrt, vom Vater des unehelichen Kindes aber zurückgefordert worden. Der Vorstand der Forzheimers Ortskrankenkasse hat nun vor längerer Zeit den Beschluß gefaßt, die an die Mutter eines unehelichen Kindes geleistete Wöchnerinnenunterstützung künftighin vom Vater des Kindes nicht mehr zurückzufordern. Das Bürgermeisteramt hat jedoch diesen Beschluß als formell und materiell unzulässig beanstandet und dem Kassenvorstand aufge-

geben, auch weiterhin diese Erfordernisse geltend zu machen. Hiergegen hat der Kassenvorstand die Entscheidung des Verwaltungsgerichtshofes in Karlsruhe angerufen. Dieser vertrat ebenfalls den Standpunkt, daß diese Erfordernisse dem Vermögensbestandteile der Kasse seien und daher nicht ohne weiteres und allgemein aufgegeben werden dürften. Der Verwaltungsgerichtshof hat dabei aber doch ausgesprochen, daß der Kassenvorstand berechtigt sei, von Fall zu Fall zu entscheiden, ob die Geltendmachung der Ansprüche erfolgen solle oder nicht. Er kann von einer Geltendmachung absehen, wenn nach gewissenhafter Prüfung anzunehmen ist, daß eine Beitreibung des einzelnen Erfordernisses voraussichtlich erfolglos oder mit unbilligen Härten für die uneheliche Wöchnerin verbunden sein würde.

Wozu brauchen Arbeiter sich zu waschen? „Ein kleines Händchen“ gab Herr Dr. Tenge-Schloß Holte auf der letzten Hauptversammlung des bekannten Vereins zur Wahrung der gemeinsamen wirtschaftlichen Interessen in Rheinland und Westfalen“ zum besten. Es beleuchtet mit erschreckender Deutlichkeit den Tiefstand sozialen Empfindens, der in jenen Kreisen herrscht. Nach den Mitteilungen (Heft 3 u. 4) des Vereins mit dem langen Namen erbat sich der genannte Herr in der Diskussion über den Jahresbericht des Vereins das Wort, und ließ sich folgendermaßen verhalten:

„Meine Herren! Dem Verein zur Wahrung der gemeinsamen wirtschaftlichen Interessen möchte ich ein kleines Händchen erzählen, das sich kürzlich ereignet hat. Ein Gewerbeinspektor stellt an einen Direktor einer großen Aktiengesellschaft das Ansuchen, er sollte jedem Arbeiter alle 8 Tage ein Handtuch und ein Stück Seife verabreichen, das wäre doch nur eine Kleinigkeit und koste nicht viel. Da sagte der Direktor: „Das können Sie doch nicht beurteilen; außerdem sind das unsere Sachen, das kostet doch viel. Wie kommen Sie überhaupt zu dieser Forderung?“ Da sagte der Gewerbeinspektor: „Die Regierung verlangt das, an die hat sich der Deutsche Metallarbeiterverband gewandt und dieses Ansuchen gestellt.“ Ich möchte nun an den verehrlichen Verein die Frage richten, ob die Regierung dazu da ist, die Geschäfte des Deutschen Metallarbeiterverbandes zu besorgen?“ (Weiter!

Die Antwort des Vorsitzenden auf diese geistvolle Frage lautete: „Ich glaube nicht, daß dies der Fall ist.“ Man denke auch nur, was das für ein unerhörtes Verlangen wäre, jedem Arbeiter wöchentlich ein frisches Handtuch und ein Stück Seife zur Verfügung zu stellen. Wozu braucht ein Arbeiter sich überhaupt zu waschen, er soll froh sein, daß er sich für seinen gnädigen Herrn „Brotgeber“ schmutzig machen darf.

Der dritte braunschweigische Reichstagswahlkreis sahte nach längerer Debatte folgenden Beschluß: „Die Kreisversammlung wolle beschließen, von einer weiteren Reichstags-Kandidatur des Genossen Calver abzusehen. Das weitere einer fünf-gliedrigen Kommission zu überlassen, deren Aufgabe darin bestehen soll, der nächsten Kreisversammlung Vorschläge von Genossen zu unterbreiten, welche geneigt und geeignet sind, die Kandidatur für den dritten braunschweigischen Wahlkreis zu übernehmen. Es dürfen nur solche Genossen in Vorschlag gebracht werden, welche die bindende Erklärung abgeben, daß sie auf dem Boden der Dresdener Resolution stehen.“ — Wie wir aus unserem braunschweiger Parteiblatt ersehen, ist Genosse Calver auf dieser Konferenz nicht anwesend gewesen. Ihm war also die Möglichkeit genommen, sich zu verteidigen. Ein solches Vorgehen verurteilen wir. Man soll jedem Angegriffenen Gelegenheit zur Verteidigung geben.

Der Sozialdemokratische Verein für Magdeburg nahm in seiner Generalversammlung am Mittwoch auf Anregung des Genossen Dr. Müller folgenden Antrag an den Parteitag an:

Die Generalversammlung, überzeugt von der Bedeutung solcher statistischen Aufnahmen über die soziale Zusammensetzung der Reichstagswählerschaft, wie sie in Magdeburg, Leipzig, Offenbach und Augsburg vorgenommen wurden, richtet an den Parteitag das Ersuchen, die Wahlkreise, bei denen die Vorbereitungen hierzu vorhanden sind, aufzufordern, solche Statistiken aufzunehmen. Es ist bei diesen Aufnahmen vor allem im Auge zu behalten, daß sie nach einem einheitlichen Schema zu erfolgen haben, damit sie miteinander verglichen werden können; es ist ferner erforderlich, da sie nicht nur für einen Wahlkreis, sondern für die Gesamtpartei nützliche Erkenntnisse erschließen sollen, daß alle Statistiken veröffentlicht werden. Da der Wert der Aufnahmen um so größer ist, je zahlreicher sie sind, werden die Parteidelegierten ersucht, überall da, wo es sich ermög-

Niedergeschlagen begab er sich nach Hause. Er durfte über der Not der Geliebten seine Pflicht nicht vergessen. Vor allen Dingen dränge es ihn, noch einmal die Bergschätze zu besuchen. Er erstrebte Gewissheit über seine Vermutung betreffs des Zwecks der nächtlichen Ausflüge seines Schwagers; er las deutlich im bleichen Antlitz der Schwester, daß eine schwere Sorge ihr Gemüt belastete, und fühlte den Drang, ihr beizustehen.

Ein neuer Gedanke durchzuckte ihn plötzlich, als er, nur noch wenige Schritte vom Hause entfernt, Georg und Marie zum Ausgehen angekleidet sah entgegen kommen.

„Wo wollt Ihr hin?“ erkundigte er sich rasch. „Nur einen Spaziergang machen“, beschied ihn der junge Schamam. Marie kommt so ickten an die Luft und doch ist es ihr so notwendig.“

„Sehr wahr“, nickte Max. „Wie ist Deine Mission abgelaufen?“ forschte Marie gespannt.

„Wißt Ihr was“, entgegnete Max, „da Ihr einmal spazieren gehen wollt, so gehen wir miteinander. Wir sind ohnedies noch nicht zusammen fort gewesen, seitdem ich hier bin, was doch ganz entgegen unserer früheren Gepflogenheit ist. Unterwegs kann ich Euch dann alles erzählen.“

Beide waren es zurücker und ohne erst die Frage zu erörtern, wohin man sich wenden wolle, schlug der Polizeibeamte den Weg nach der Bergschätze ein. Georg und Marie folgten ihm und hörten mit Betrübnis seine Mitteilungen. Als alle drei auf dem kleinen Plateau angelangt waren, auf welchem das Stabliement stand, lehnte Max sich dem Eingange zu.

„Wißt Du einsteuern?“ fragte Georg, offenbar nicht angenehm überrascht.

„Ich habe heute nicht einmal Mittag gegessen, ich möchte einen Bissen genießen.“

„Dann wollen wir umkehren.“

„Nicht doch — Ihr werdet mich nicht allein lassen. Wir trinken ein Glas Bier zusammen. Kommt nur.“

Nach kurzem Zögern willigten sie ein und traten in den Rekrutensgarten, wo sie sich an einem der an der rings umlaufenden Mauerreihe befindlichen Tische niederließen. Der Garten war ziemlich leer, ein Gesangsverein aus dem Städtchen feierte sein Frühlingsfest und von der Kolonade

her tönten die Klänge einer fröhlichen Musik. Schodler so wohl als Jarnstoff eilten, mit vollen und leeren Gläsern beladen, geschäftig zwischen den Gärtchen hin und her, während Gertrud Kaffee und Speisen aus der Küche brachte und die geleerten Teller und Tassen wieder hinwegräumte.

Schodler bediente die neuen Ankömmlinge selbst, freundlich begrüßte er den Polizeibeamten und reichte auch Georg und Marie mit biederem Lächeln die Hand. Marie fuhr unwillkürlich zusammen, als sie seine Hand in der ihren fühlte — sie wußte ja, welche Rolle dieser Mann im Leben ihres Mannes spielte und was für ein falsches, schuldiges Herz sich hinter dieser glatten Stirn, diesem treuherzigen Lächeln versteckte!

„Wie kann ein Mensch sich so verstellen“, dachte sie schauernd.

Max dagegen spannte auf jeden Blick, der zwischen dem Wirt und Georg bei der gegenseitigen Begrüßung gewechselt wurde, und bemerkte zu seinem Erstaunen, daß diese seitens seines Schwagers ziemlich kalt ausfiel. Ja, er las sogar etwas wie zurückgehaltenen Widerwillen in den Augen Georgs, und als der Wirt sich hinwegbegeben hatte, konnte er nicht umhin, in dieser Hinsicht zu sondieren.

„Hast Du etwas mit Schodler gehabt, Georg?“

„Durchaus nicht — warum?“ fragte Georg sich zusammennehmend.

„Er war doch so herzlich gegen Dich und Du behandelst ihn so kalt, fast feindselig. Auch Marie erschien mir so förmlich. Sonst war das doch anders.“

„Das kommt Dir wohl nur so vor“, wich der Schwager ihm aus.

„Doch nicht — es war ganz auffällig.“

„Man ist nicht immer aufgelegt.“

„Allerdings — Ihr seid gar nicht mehr wie sonst, Kinder. Ich hab's vom ersten Tage an gemerkt. Marie ist still und traurig, Du verstümmt — Ihr habt gewiß recht Sorgen, Ihr Lieben, setze er leiser hinzu, indem er besorgt und liebevoll der Schwester Hand in die seine nahm.

Marie versuchte zu lächeln.

„Nicht mehr als immer, Max“, antwortete sie halb verlegen. „Unser Geschäft geht nicht so gut, wie es gehen sollte. Du weißt ja, wie der gute Vater uns alles hinterlassen hat.“

in eure Geheimnisse eindringen. Endlich!“ Dieses „endlich“ bezog sich auf den bestellten Imbiß, der ziemlich lange auf sich hatte warten lassen, und den jetzt Gertrud, die kleine Gruppe freundlich grüßend, vor ihn hinstellte.

„Sie kennen mich wohl gar nicht mehr, Fräulein Schodler!“ fragte Max, das schöne Mädchen mit dem Interesse eines alten Bekannten mustern.

„O doch, Herr Schröter — allerdings habe ich Sie lange nicht gesehen.“

„Und ich Dich auch nicht, Gertrud“, rief Marie. „Du bist seit vielen Wochen nicht mehr bei uns gewesen.“

Gertrud Schodler war zwar verschiedene Jahre jünger als Marie, immerhin waren beide noch zusammen in die Schule gegangen, wenn auch Marie bereits in der ersten Klasse gelesen hatte, als Gertrud noch in der untersten weilt — das genügte jedoch für die einfachen Gebräuche des Städtchens, um eine lebenslängliche Freundschaft und die Antwortschaft auf das trauliche Du zu begründen.

„Ich bin immer so sehr in Anspruch genommen“, entgegnete die Wirtstochter erörternd.

„Ich fürchtete gar, Du seist krank gewesen, Du siehst so leidend aus.“

„Das selbe ist mit Dir der Fall, Marie.“

„Ich war nicht krank.“

„Ich auch nicht.“

„Das ist nicht die Gesichtsfarbe einer Braut“, sagte Marie lächelnd.

„Ich bin gar keine Braut.“

„O doch — ich hätte es eiferner von Frau Warnstorff. Du würdest Dich in einigen Tagen verloben. Ist es nicht wahr?“

Gertrud ließ verlegen die Augen zu Boden.

„Nun ja, es muß ja doch einmal bekannt werden“, erwiderte sie nach einer Pause kleinlaut.

„Also doch? Und wann findet die Feier statt?“

„Mittwoch über acht Tage, Marie. Eine besondere Feier wird es nicht werden, es soll in aller Stille vor sich gehen.“

„Meine herzlichste Gratulation“, rief Marie, Ihr die Hand entgegenstreckend. „Herr Weißbach ist ein tüchtiger Mensch — ich denke, Du wirst es nicht zu bereuen haben.“

„Aber es ist ja nicht Herr Weißbach.“

Die junge Frau blickte betroffen auf. In den braunen Augen des armen Geschöpfes glänzten Tränen.

(Fortsetzung folgt.)

lichen läßt, auf die Aufnahme solcher Wahlstatistiken hinzuwirken. Die Formulare hat der Parteivorstand zu liefern.

Ein Antrag, auf dem Parteitag darauf hinzuwirken, daß die Maifeier in der bisherigen Weise beibehalten werde, fand ebenfalls Annahme, obwohl in der Diskussion mit Recht darauf hingewiesen wurde, daß der Antrag überflüssig sei, da der Parteitag unter allen Umständen an die Beschlüsse des internationalen Kongresses gebunden sei. Ferner wurde ein Antrag angenommen, der Parteitag möge beschließen, daß einheitliche Mitgliedsbücher für das ganze Reich eingeführt werden. Zum Schluß gelangte noch der Antrag an den Parteitag zur Annahme, den nächsten Parteitag in Magdeburg abzuhalten. Als Delegierte für Essen wurden die Genossen Veims und Hennig gewählt.

Aus dem Gerichtssaal.

Ein früherer Agitator für den Deutschen Flottenverein stand in Sträflingskleidung vor der ersten Ferienstrafkammer des Berliner Landgerichts I, um sich wegen schweren Betrugs von neuem zu verantworten. Der ehemalige Flottenkapitel, ein Dr. phil. Johannes Ackermann, hat nach seiner Aussage noch vor wenigen Jahren im Königreich Sachsen als Redner für den Deutschen Flottenverein gewirkt. Ist dann wegen raffinierter Betrügereien zu 2 1/2 Jahren Zuchthaus verurteilt worden, die er gegenwärtig in Kassel verbüßt. Die neuen Straftaten brachten ihm eine Zusatzstrafe von einem halben Jahre Zuchthaus ein.

Es wurde nicht erreicht! Die Firma Seidel u. Naumann in Dresden hatte einige Wochen nach Ausbruch des Streiks einem ihrer alten, mit in den Streik getretenen Arbeiter, dem Bohrer Alfred Fischer, die Polizei ins Haus geschickt, weil er sich eine Anzahl Bohrverlängerungen „rechtswidrig zugeeignet“ haben sollte. Er gab dem Polizeibeamten zu, daß er die Werkzeuge mitgenommen habe, aber nur deshalb, damit er sie bei Wiederbeginn der Arbeit alle beisammen habe. Vor der Herausgabe verlangte er die Aufhebungen, die er zur Erlangung der Werkzeuge gemacht hatte, zurückstattet. Die Polizei fand bei ihm etwa 45 Stück, er selbst bei späterem Nachsuchen weitere 15 Stück. Auf Anraten der Genossen Duncker trug er die 60 Stück am anderen Tage in die Fabrik zurück. Vor einiger Zeit hatte sich F. — wegen der Bohrverlängerungen der Behälter beschuldigt — vor dem Schöffengericht zu verantworten. Das Schöffengericht hielt aber einen Diebstahl für vorliegend und verwies die Sache wegen der Höhe des Objekts an das Landgericht, wo die Affäre vor der Ferienstrafkammer nochmals verhandelt wurde. Es waren sechs Zeugen geladen. Die Beweisaufnahme ergab folgendes: F. hielt stets auf vollständiges Werkzeug und ließ sich deshalb auch die 60 Bohrverlängerungen von 1 bis 60 nummeriert in der Werkzeugklosterlei anfertigen, und zwar nach und nach in sechs Jahren. Es waren verschiedene Größen und sie wurden zu den verschiedensten Arbeiten benötigt. In der Werkzeugklosterlei hatte F. bei jedem Stück 20 Pf. Trinkgeld gegeben (wie das so üblich ist) und leitete damit seinen Anspruch auf Zurückzahlung der von ihm gemachten Aufwendungen her. Bei der Aussperrung 1906 hatte F. sein Werkzeug in der Fabrik gelassen. Als er wieder zurückkam, fehlte ein ganz beträchtlicher Teil davon. Durch diese Erfahrung gemüht, nahm er diesmal sein Werkzeug, für das er nach § 13 der Arbeitsordnung verantwortlich und ersatzpflichtig war, mit nach Hause. Das Gericht vernahm nur einen Zeugen, den Werkmeister Uhlig, und hält dann die Sachlage für genügend geklärt. Sogar der Staatsanwalt war der Meinung, daß F. sich die Bohrverlängerungen nicht habe zuweigen wollen. Er stellte deshalb keinen Antrag auf Verhaftung des Angeklagten. Das Gericht erkannte auf Freisprechung. Was soll man von einer solch noblen Firma halten, die einen ehrlichen, rechtsschaffenden Arbeiter wegen Diebstahls denunziert, um ihrem Rachebedürfnis zu fröhnen?

Arbeitsgeber- und Streikbrecherterrorismus Die bürgerliche Presse verbreitete gelegentlich des Schneiderstreiks in Mannheim-Ludwigshafen eine terroristische Schauer- mär von streikenden Schneidergesellen. In der Nacht vom 11. auf den 12. Mai fand in der Straße zwischen P 1 und Q 1 eine schwere Schlägerei statt. Die streikenden Schneider Adolf Keller und Joh. Kuczinski, sowie deren Beileiter, der Spengler Kapler, wurden von den Streikbrecher- gesellen Anton Köhler aus Hagenau, Karl Adler aus Neunkirchen und Johannes Fiselhard aus Böhl, welche bei Georg Hild in Ludwigshafen beschäftigt waren, schwer mißhandelt, wobei Köhler mit einem Messer auf den Kapler einfiel, Fiselhard mit einem Stock und Adler mit einem Ochsenziemer dreinschlug. Wie nicht anders zu erwarten, wurden die Streikenden als Missetäter verhaftet; die Untersuchung zeitigte jedoch ein anderes Bild, das die Schamacherkluge und ihre Presse jedenfalls recht unangenehm berühren wird. Es stellte sich nämlich heraus, daß der Oberschlarfmacher, Mitglied des Arbeitgeberverbandes, Schneidermeister Georg Hild von Ludwigshafen, der eigentliche Veranstalter der blutigen Schlägerei gewesen ist. Dieser „friedliebende“ Meister vom ehrsamem Schneiderhandwerk, dem die Arbeiterorganisation ein Dorn im Auge ist, und der bei jeder Gelegenheit über den von den organisierten Arbeitern verübten Terrorismus jammerte, forderte seine Getreuen auf, den Streikenden Keller zu verschlagen, er zahle auch einige Liter Bier. Er gab dem Streikbrecher Adler einen Ochsenziemer, womit dieser auf die Streikenden einschlagen sollte. Mit Rücksicht auf die schweren Verletzungen erkannte das Schöffengericht Mannheim gegen den Messerheld Köhler auf eine Gefängnisstrafe von vier Monaten. Adler und Fiselhard erhielten je sechs Wochen Gefängnis. Hild wurde zu 100 Mk. Geldstrafe, event. 20 Tage Gefängnis, verurteilt. Die Herren Arbeitswilligen wie auch ihr Anführer Hild sind für ihre Rohnthaten auffallend milde verurteilt worden. Streikende, die sich weit geringere Vergehen zu schulden kommen ließen, sind schon bedeutend härter bestraft worden. Besonders Hild ist glimpflich davon gekommen; uns sind ähnlich gelagerte Fälle bekannt, wo Gefängnisstrafen ausgesprochen wurden, allerdings waren es nicht Meister, sondern gewöhnliche Arbeiter. Der Fall ist wieder einmal ein klassisches Beispiel dafür, wo in Wirklichkeit die Terroristen zu suchen sind. Nicht bei den Arbeiterorganisationen, sondern bei den Arbeitgeber-schlarfmachern hat der Terrorismus seine Heimstätte.

Wir stehen im Boralpenwald an der Isar, in diesem Mischwald von Fichten, Tannen und Buchen und manchem eingesprengten schönlaubigem Gaste anderer Zonen und Zeiten, an denen allen der ins Gebirge strebende achtslos vorübergeht. Schade darum, denn für den sinnigen Wanderer hat dieser Wald so vieles zu sagen. Alles was da ist: der Buchendorn, die Kiefereiche, die da und dort in sonniger Freizeig sich selber schirmt, der gräßlichste aller Nadelbäume: die Fichte, die heute in ihm die Herrschaft an sich gerissen hat und nun alle deckt mit einfarbig gefärbtem Mantel, zwar reizend im einzelnen, doch quälend, wenn in stundenweiter Wanderung immer wieder die leeren dunklen Säulenhallen am Wege stehen oder die unglaublich dichten frischgrünen Mauern des Nachwuchses die Aussicht verschperren, die Linde, die edelgeformten Ahorne und Weißbuchen, die schwarzen Tannen und sanftgrauen Erlene, die unzähligen Waldsträucher, sie haben alle ihre eigne Geschichte, und jede dieser Geschichten geht in träumerische Weiten, und alle verraten ein eignes Gesetz des Lebens: warum Erlene und Espe das Bachufer wählt, der Ahorn mit Vorliebe in die Täler geht, ebenso auch die Espe, warum die Linde Sonne braucht, warum sie alle nur in kleinen Horsten stehen, auch wenn sie der Förster nicht verbannet, warum Fichte und Tanne zu Tausenden geschlossen vordringen und heute auf der Wanderschaft begriffen sind, um Oberbayern zu erobern, um zusammenzutreten mit dem andern Heere der Nadelbölzer, die vom „Schmalzlerlande“ kommen, und dem dritten Heere, so in Thüringen zuhauf stehen, damit sie dann verschmelzen mit den Nadelforsten des Riesengebirges und des Harzes und der ungeheuren smaragdgrünen Wälder, die von Schweden viele Tage weit hingehet zu den Russen, den Finnen, den Lungen und Jakuten in alle Märchenländer der ultima Thule.

Von diesem rätselhaften Fließen und Wandern will ich hier erzählen.

Gegenwärtig ist in ganz Deutschland, ja, in ganz Europa der Laubwald in seiner Existenz bedroht. Langsam aber unaufhörlich rückt der Nadelwald vor, und die Laubwälder verlieren an Gebiet. Besonders der Eiche merkt man es an, daß sie sich nicht mehr so behaglich fühlt bei uns wie ehemals, da sie offenbar vielmehr verbreitet war. Will man den historischen Angaben sehr viel Vertrauen schenken, so hat sie schon ungeheuer an Gebiet verloren. Wo sich zur Urzeit überall Eichenhaine breiteten, die in der deutschen Naturverehrung eine große Rolle spielten, läßt sich jetzt oft nur mehr aus einzelnen Namen (Eichstätt, Eichicht, Eichsfeld) erkennen, und wenn auch noch heute von Littauen bis zum Rhein ausgedehnte Eichenwälder grünen, so rückt die Eiche doch sichtlich nach Osten, sie wird ein östereichischer Baum und wandert langsam hinab nach dem Süden zu den Gyalizasielern und den macedonischen Grenzeln. Das geht freilich nicht in zehn Jahren, aber ein Menschenalter merkt es schon, und seit den zwei Jahrhunderten, da man regelmäßig Forststatistik führt, ist die Klage laut.

Dafür ist die Buche heute der eigentliche deutsche Baum. Ihre wahre Heimat scheint bei uns zu sein, sagt der Botaniker. Und doch will auch sie uns verlassen. Der Förster hegt sie mit allen Mitteln; mit Saatbeet und Baumschule wacht er rücksichtslos ihr Reich — aber sobald er sie vernachlässigt, kommt die Heide und der Fichtenanflug in den Wald und erstickt die jungen Buchen. Die Fichte soll der deutsche Baum werden, dekretiert damit die Natur. Unsere Heimat wird nicht schöner damit — aber wir werden das Weltenrad nicht aufhalten.

Das Schicksal, das die Buche den Eichen bereitet hat, erfüllt sich nun an ihr selber, da alle beide immer merkbarer von dem Heidekraut bedroht werden. Und wenn auch nicht der Boralpenwald der klassische Boden dafür ist, so blieb doch auch er nicht frei von diesem lautlosen aber erbittertem Klingen, das da, vielleicht erst seit den paar Jahrhunderten, da wir aufmerksam wurden darauf, aber vielleicht auch schon vor Jahrtausenden anhub im deutschen Walde.

Da ich nun so hinschreite durch die sanftgewellte Moränenlandschaft zwischen Isar und Starnbergersee, stößt mein Fuß immer wieder auf den Gindringling, ein harmlos schwaches Sträuchlein, das uns sicherer das Land ändern wird, als wäre es ein Geschlecht von Riesen oder der mächtigste Eroberer. Heidekraut raschelt vor mir und nickt mit lilafarbenem Köpfchen. Heidekraut ist der heimliche Feind unserer stolzen Wälder. Wie kann das sein? Wie mag das zugehen? So einfach und natürlich wie alles das, wovor die Mächtigen der Erde zittern.

Es ist der Fluch aller Heidenhaftigkeit und aller Stärke, daß Bedürfnislosigkeit auf die Dauer doch stärker ist als sie. Eiche und Buche und die ganze Laubwaldpracht gebärden sich anspruchsvoll: sie wollen ein gehörig Quantum Tafelsglück an Sonne und Wärme; nicht jeder Boden befriedigt sie, und inmitten des Wohlseins werden sie behäbig und lassen sich jahrzehntelang Zeit, bevor sie an Familiengründung denken. Und das rächt sich. Jeder Stärke wird von den Schwachen umlauert, wo er sich eine Blöße gibt, die sie benutzen können. Das ist so eine allgemeine Lebensregel, die sich um Menschen- und Pflanzengesellschaften schlingt.

Das hinsäugliche Heidekraut ist der Streber im Pflanzenreich. Es ist ein sehr demütiges und anspruchsloses Geschöpf, zufrieden mit dem trockensten Boden, vergnügt auf ganz roher, zum Pflanzenwuchs unvorbereiteter Erde, durch geschickte Bücklinge jedem Sturm entgehend und wohlgenut, auch wenn es, wie das so im Isarlande vorkommen mag, neun Monate im Jahr Winter und drei Monate kalt ist.

Der Heidekräuter ganzes Wesen ist an Dürftigkeit angepaßt, und das macht sie den Waldbäumen fürchtbar. Ihr winziger Samen ist federleicht und fliegt mit dem Winde — wo also der Sturm eine Lücke riß im Hochwald, bringt er auch Heidekräutsamen hin. Wo unvorsichtig an Windstellen Kahlschläge angelegt wurden, da drängt sich die Heide zu. Und bevor noch die natürliche Verjüngung neuen Wald erstehen läßt, hat schon die rotbraune Heide ihren schimmernden Teppich über den Boden gelegt. So ist es in Norddeutschland, dessen weite Heiden noch zur Römerzeit undurchdringliche Wälder waren, so beginnt es auf der bayerisch-schwäbischen Hochebene an allen den Orten, die trocken genug sind. Denn Trockenheit liebt der Heidekräuter, und wo er einmal dauernd Fuß gefaßt hat, da kann der Forstmann nur mit übermäßigen Kosten wieder Laubwald schaffen, und meist gibt er den Kampf auf und zieht es vor, Fichten zu hegen, wenn nicht gar Kiefern. Die duldet der Pflanzenproletarier noch, und so kommt es, daß der Münchner Naturfreund, wenn er in weitem Gebiet sich in den Fichten-schönungen um seine Stadt ergeht, überall ein Büschelchen Heidekraut findet, das sich bescheiden in allen Ecken schmiegelt, als ob es nur gebildet wäre, während es doch die Eiche verjagt hat, der Buche das Leben fauer macht und auf die Dauer vielleicht auch über die Fichte siegt.

Ist das nicht eine seltsame Geschichte, die uns der Wald erzählt? Doch sie ist noch nicht zu Ende, denn es gibt auch feuchte Landstrecken in unserer Heimat. Und da hebt ein neues Ringen an zwischen den Waldkönigen und Proletariern.

In der Senkung, da die Hänge alle noch einmal bergab weichen, bevor das Land dann mächtig zum Himmel emporsteigt, liegt ein schwermütig grümliger Kranz von Mooren.

Filz und Moos sagt der Bayer dazu und scheint sie nicht zu lieben, sonst hätte die Forstverwaltung im Jahre 1806 nicht den Vorschlag gemacht, man möge die Wälder um München fällen, damit die Moore austrockneten und München ein besseres Klima bekäme. Sie hätten was Schönes angerichtet damit, die Herren am grünen Tische, denn der Zusammenhang zwischen Wald und Moor ist anders, als er anno dazumal die hochblühliche Forstverwaltung glaubte.

Denn wo im feuchtkalten Klima der Wald zugrunde geht und die Bodenwasserhältnisse so sind, daß auch dem Heidekraut der Appetit verleidet wird, da kommt das Moor leise in den Wald, das Torfmoos und die Riedgräser und ihre Begleiter: die Beerensträucher, die Wollgräser und Seggen, und kein Menschenalter dauert es, so tritt an Stelle des Waldbildes die feine Abtönung von Grün und Braun und fastviolettem Rot, und der unglaublich blaue Duft der dunstigen Moorluft und der ganze Garten verborgener großer Empfindungen blüht auf, aus dem die Dachauer und Wörpsmeider Künstler schöpfen, dessen Schönstes an Hauch der Urwelt und Raunen halbverklungener Sagen und geheimnisvollen Gefühlen man jedoch erleben muß, nicht aber sagen oder malen kann. Schön ist sie wohl, diese Moorwelt, aber arm und so ernst, daß sogar der leuchtende Frühlings-Blauhimmel darüber gedämpft ist, wie das Licht auf alten, fahlen Kupferstichen.

Leider hat das Modenaturempfinden fast gar kein Verständnis für die intimen Reize solch einsamer Winkel und verwehrt sich immer Schönheit der Natur mit gigantischen Dimensionen und bizarren Formen. Aber hat man es einmal gelernt, die Schönheitslinien auch im kleinen Raume und in den Filigranarbeiten der Natur zu erkennen, dann hat man auch im Moorland fern von den Alpenbergen Naturgenüsse und Heimlichkeiten, von denen der sich „berufen und echt“ fühlende „Naturliebhaber aus Mode“ nichts ahnt, an denen er blind vorüberhastet, weil die „offizielle“ landschaftliche Schönheit erst einige oder viele Kilometer weiter beginnt. Aber schließlich ist es doch ein Glück, daß es so ist. Ich habe noch immer bemerkt, daß zu viele Liebhaber jeder Schönheit Schaden . . .

Welch wunderbare Erfahrungen macht aber erst der Naturfreund, wenn er diesen Reizen im einzelnen nachgeht! Diese Moore sind die letzte Zufluchtsstätte für viele der merkwürdigsten Pflanzen der deutschen Flora. Die merkwürdigsten Raubtierpflanzen, die Insekten verzehrenden Droseren gehören hier, die nordliche Zwergbirke, ein Überbleibsel der Eiszeit, hat darin ein Asyl gefunden, der wilde Rosmarin, den die Botaniker so nennen wie die Holbe, für die einst Perseus entflammte, nicht mit rosenigen Blüten, und die Sumpfkiefer, die der Oberbauer weniger poetisch Filztoppe nennt, breitet ihr struppig Geäst über den dampfenden kalten Boden.

Doch auch dem, der fern von solchem Schulmeisterwissen bleiben will, ist das Moor des Anziehenden voll. Die einseitige Kunst der Stilllebenmalerei wagte sich noch nie an diese Idyllen heran, die zwar derber und urwüchtiger sind, als die immer etwas schwindfüchtige Anmut der Salonblumen, jenen aber an wirklichem Adel der Gestalt und feinen Farbenakkorden in gar nichts nachstehen. Oder hat schon je ein Künstler acht gegeben auf die eleganten Stickerien, die das Sphagnum-Moos, das den Löwenanteil an den Hochmooren hat, auf den Boden breitet? Oder auf die so überaus zierlichen Waldungen der Moose, in denen man mit Leichtigkeit hundert dekorative Vorbilder und fertig erfundene Ornamente auf einer Mooswanderung erbeuten kann?

Sendiner, der berühmte bayerische Pflanzenkenner, der das ausgezeichnete Werk über die Flora Südbayerens schrieb, hat diesen Moosmoosen besondere Aufmerksamkeit geschenkt und versichert uns, daß von den dreihundertzweihundertzweiunddreißig verschiedenen Pflanzenarten, die man in den bayerischen Mooren gefunden hat, ein erheblicher Bruchteil auf die Moose entfällt. Diese winzigen Pflänzchen treten in solchen Massen auf, daß ihre abgetriebenen Reste in alten Mooren viele Meter dicke Filze bilden. Eine Gattung davon, die man Sphagnum nennt, ist geradezu die Charakterpflanze des Moores.

Wie kam es zu so absoluter Herrschaft? Das ist wieder einmal die Geschichte des Heidekrautes ins „Moosliche“ überlegt. Bescheidenheit und treffliche Anpassungsfähigkeit, die Kulieneigenschaften, haben es zum Siege geführt.

Es ist nämlich ein Sumpfmoss, das gar keinen Sumpf braucht, um zu leben, sondern sich den Sumpf selbst zubereitet durch sein Leben, manchmal sogar an dem Abhange eines Felsens, oft und oft hoch oben im Gebirge an Stelle eines durch Torheit verwüsteten Waldes, der dann für immer ausgetilgt zu sein scheint. Erbgefeßener denn jeder Bauer, begräbt es jede Generation unter sich und wächst durch die Jahrhunderte ins Endlose, indem es seine Spitze, die schopfartig gehäufte Ästchen trägt, immer grün und unverzagt jedes Frühjahr um ein gutes Stück verlängert. Durch diese zahllosen kleinen Rucke sät es manchmal nach Jahrtausenden auf einem Leichenhaufen von Vorgängern zehn Meter höher, als es zum erstenmal sein blaßgrünes Köpfchen über einem feuchten Sande oder einer nassen Mulde erhob. Eine solche genügt ja, um einem Torfmoos das Leben zu geben. Mit geringer Feuchtigkeit beginnt es, aber nie wieder gibt es einen Tropfen davon ab, der nicht zehnmal hereingebracht wird durch Kondensation der Dünste und den Regen, der bis zum letzten Tropfen eingeschluckt wird. Ein Moor hält so einen ganzen See gefangen; in Milliarden winziger Kammern eingeschperrt; zerläßt in staubfeine Tröpfchen, von denen jedes sorgsam in einem Häuslein behütet ist. Sowohl die Stengel als auch die Blätter enthalten Wasserkammern, jede Kammer hat ein winziges Fenster, und dadurch sind alle miteinander in Verbindung. Eine reizende kleine physikalische Spielerei, die uns das Geschick der Kapillarröhren vor demonstriert. Nur hat der Veruch hier den Erfolg, daß eine ungeheure Wassermasse dadurch vom Grunde bis in die Moosköpfchen hinaufgepumpt wird, daß aus einem kleinen Sumpf ein meilenweites Land kalt und feucht und dunstiges Moor wird, und daß in Bayern im Laufe zweier Jahrtausende aus Urwäldern so viel Moor geworden ist, daß man mit scharfem Griff davon sagen konnte, es ließe sich friedlich ein-Perzotium erobern darin, wenn man keine Moore urbar machte.

Man kommt überhaupt erst und nachdenklich zurück von solch beschaulicher Wanderung durch Wald und Moor. . . . Denn schon wieder ist uns diese seltsame Unbeständigkeit des Natürlichen entgegengetreten, die geheimnisvoll über den Wäldern brütete. Der Wald wird Moor, die Heide wird Moor, ja, ist man sehr beschlagen in Naturkenntnissen, so weiß man, auch die Seen werden Moore, und manche der Boralpenmoose von heute waren einst tiefdunkle Gewässer, auf denen der Kette mit dem Einbaum fuhr, oder vielleicht schon der europäische Zwergmensch, von dem die Geschichte schweigt. . . .

Aber auch das Moor bleibt nicht immer so, denn überall, wo Umstände einen Fleck trockener machen, kommen auch schon die Moosbeere, das Wollgras, die Seggen und flugs auch wieder das Heidekraut und trocken und arbeiten daran, daß der arme Boden wieder reicher werde, daß wieder Festland entstehe am schwankenden Grund. Und Halbschwärmer und Weidicht unterfüßen sie, und endlich nach viel Zeit schlägt ein Bircklein sein hellgrünes Gezelt auf, Föhren drän-

Werden und Vergehen in der Natur.

R. S. France, der feinsinnige Naturschilderer, schreibt in der Münchener Halbmonatsschrift „März“ über Wald, Moor, Heidekräuter und kähne Gedanken ein Feuilleton, dem wir die folgenden Abschnitte entnehmen:

Den sich knorrig empor, auch eine Giche, dann noch eine, und wenn das Volk, das einst das Moor kannte, wieder in die Nacht des Bergessens gesunken ist, breitet wieder schweigender Muth sein Gesicht, als er ob er von je gewesen wäre, und Delbtraufamen fliegt herbei und lauert, ob es nicht gehe, die Waldpracht wieder zu zerstören . . .

Der Gelegenheitskauf.

Eine Schnurre aus der Berliner Halbwelt von Benno Jacobson.*

Das ganze „Trikot-Theater“, vom Kassierer angefangen bis hinab zum Direktor, hat in den letzten Tagen Tränen gelacht. Worüber? Über den Gelegenheitskauf von Ruscha Muschi.

Fräulein Ruscha Muschi, die zweite Soubrette des Kunst-Instituts für Entblöschung, blüht, obwohl sie erst einundzwanzig Jahre zählt, auf eine Reihe der glänzendsten Chambre-separes-Erfolge zurück. Es ist schmerzhaft, aber es muß gesagt werden, daß sie für Moral nicht viel übrig hatte. Dagegen findet man bei ihr sehr kostbaren Schmuck, den sie ihrer natürlichen Begabung verdankt. Aus diesem Schatz an Brillanten und Geschmeide ragte als die pièce de résistance — obwohl Widerstand nicht gerade die Sache Fräulein Muschis ist — ein kostbares Perlen-Halsband im Werte von elftausend Mark hervor. „Muschchen“, wie die kleine Soubrette in der Halbwelt genannt wird, hatte dieses Kollier von einem jungen polnischen Aristokraten erhalten, der sein ganzes Erbe, darunter auch den Familienschmuck, allmählich an den Mann oder vielmehr an das Weib brachte. Als die fürstliche Besuche zum ersten Mal abends im „Trikot-Theater“ das Halsband trug, erklärten sämtliche Kolleginnen die Perlen für falsch. Muschchen erwiderte nicht ein Wort. Am nächsten Abend aber hob sie, gerade in dem Augenblick, wo sie die Garderobe betrat, die Kiste hoch und zog aus einem ihrer Seidenstrümpfe einen Zettel hervor. Auf diesem Papier befand sich ein gerichtlich vereidigter Taxator, daß „das Perlen-Kollier des Fräulein Ruscha Muschi einen realen Wert von 11 000 Mark“ habe. Der Zettel ging von Hand zu Hand und wanderte dann in die Schminke-Schatulle der Lebendame. Ehe Muschchen nach der Vorstellung das Theater verließ, steckte sie die amtliche Bescheinigung wieder in einen ihrer Strümpfe.

Die pikante Soubrette besitzt nicht nur sehr schätzenswerte körperliche Reize, sondern auch Gewisheit und Verstand. Eines Tages sagte sie sich:

„Aus diesem Halsband kann ich mit der Zeit ein großes Kapital heraus schlagen, wenn ich daraus einen Gelegenheitskauf mache!“

Im Automobil fuhr sie schnurstracks zu einem Juwelier in der Friedrichstraße. Als sie mit ihm allein in seinem Kontor saß und eine Zigarette aus dem silbernen Etui genommen hatte, das er ihr darbot, sagte sie:

„Verzeih mir, jetzt will ich beide mal zusammen ein Geschäftchen machen. Hier bringe ich Ihnen ein mir gehörendes Perlen-Halsband, das von einem vereidigten Taxator auf elftausend Mark geschätzt worden ist. Sie werden das Kollier in ihrem Schaufenster ausstellen mit einem Kartönchen, das die Aufschrift trägt:

Gelegenheitskauf!!
3000 Mark!!!

Der Juwelier machte ein sehr verdutztes Gesicht: „Ja, meine Gnädige, ich verstehe aber wirklich nicht, was —“

„Sie werden mich sofort verstehen! Wenn ich morgen oder übermorgen mit einem Herrn in Ihrem Laden erscheine, der das Kollier für mich kaufen will, so verkaufen Sie es ihm für dreitausend Mark, natürlich nur gegen Barzahlung. Die wenigsten Männer haben eine Ahnung von dem wirklichen Wert von Perlen — außerdem, es ist ja ein Gelegenheitskauf! Sollte der betreffende Freier so schäbig sein und handeln, so können Sie ihm schlimmstenfalls hundert Emmen ablassen — aber nicht einen Pfennig mehr!“

Der Juwelier schmunzelte:

„Eine glänzende Idee! Aber wo bleibe ich?“

„Sie bekommen bei jedem Verkauf des Halsbandes fünf Prozent der Kaufsumme!“

„Bei jedem Verkauf?“

„Natürlich — acht Tage später gebe ich Ihnen das Halsband zurück und sie stellen es von neuem aus! Gott, seid ihr Männer dumm!“

Der Juwelier war zuerst sprachlos, sagte sich aber schnell wieder und gab seiner Bewunderung mit dem Wort „Donnerwetter“ Ausdruck. Als er Fräulein Ruscha Muschi respektvoll bis zur Ladentür geleitete, flüchelte er ihr zu:

„Na, sagen wir, sechs Prozent für mich, meine Gnädige!“

Muschchen blühte ihn erst an:

„Es bleibt bei fünf Prozent, Sie offer Brillanten-Kindern! Ich finde zehn Juwelen-Frisen in Berlin, die es mit drei Prozent machen würden, aber ich gebe Ihnen den Vorgang, weil Sie mir vor Jahren öfter brillante Ohringe auf Lehnempfang gegeben haben. Vertrauen gegen Vertrauen!“

Der Juwelier verneigte sich tief; Muschchen stieg in das Automobil hinein und benutzte davon . . .

Eine Viertelstunde später leuchtete das Perlenhalsband der kleinen Soubrette auf einem weißseidenen Polster im Schaufenster. Über dem Polster verflüchtete ein elegantes Kartönchen:

Gelegenheitskauf!!
3000 Mark!!!

Wenn Fräulein Ruscha Muschi vom „Trikot-Theater“ seinen neuen Verehrer demnächst erhalte, so nannte sie das in ihrem Soubrite-Diplomatenargot „das Ultimatum bewilligen“. Am Tage nach der Ausstellung ihres Halsbandes ging Muschchen mit einem Krefelder Seidenfabrikanten, dem das „Ultimatum“ noch nicht bewilligt war, durch die Friedrichstraße und blieb plötzlich vor dem Schaufenster des Juweliers stehen:

„Was für wunderbare Perlen — und für dreitausend Mark! Das ist ja halb geschenkt!“

„Dann werde ich die andere Hälfte dazu schenken!“ sagte der Krefelder in einem Anfall von Geist.

Nach zwanzig Minuten verließ Fräulein Muschi glücklich das Geschäft. Der Gelegenheitskauf war perfekt geworden. Noch am demselben Abend wurde dem Krefelder Fabrikanten das Ultimatum bewilligt. Am anderen Morgen verließ er Berlin. Übrigens hatte er bei dem Juwelier nicht einen Pfennig abgehandelt, sondern die drei braunen Scheine

*) Aus dem zur Zeit erscheinenden Stützenbuche „Rund um die Liebe“ (Harmonie-Verlag, Berlin, für 2 Mk. in allen Buchhandlungen erhältlich) haben wir vor einigen Tagen an dieser Stelle eine Sache zum Abdruck gebracht und bringen hiermit noch eine zweite Erzählung, die zwar an derselben Gesellschaftssphäre handelt, aber doch von der vorhergehenden wesentlich verschieden ist, zudem hier eine andere Schicht der Perle in launiger Art gezeichnet ist.

mit größter Seelenruhe aus seiner gewaltigen Brieftasche genommen und auf das Kassettentisch gelegt.

Nicht Tage darauf ging Muschchen wieder an dem Geschäft in der Friedrichstraße vorüber und blieb ganz verückt vor dem Schaufenster stehen. Ihr Begleiter war diesmal ein blutjunger Engländer, der zwar knallrote Haare und ungeheure, abliehene Ohren, dafür aber jährlich hundertundzwanzigtausend Mark Zinsen zu verzehren hatte. Der Engländer zögerte, bevor er den Juweliersladen betrat und im Geschäft versuchte er, zweihundert Mark von dem Kaufpreis abzuhandeln; als er aber die geringschätzig Miene des Fräulein Muschi bemerkte, sagte er: „All right“ und bezahlte voll mit einem Scheck auf die Deutsche Bank. Noch am demselben Abend wurde dem Briten das Ultimatum bewilligt. Zwei Tage später begab er sich nach seinem Besitztum in Schottland.

Muschchen, die eine sehr geordnete Buchführung hatte, buchte auf ihrem Gewinn-Konto mit vergnügtem Schmunzeln die Summe von 5700 Mark. Bierzehn Tage waren vergangen. Das Halsband ruhte längst wieder auf dem Seidenpolster im Schaufenster des Juweliers. Da machte die gerissene kleine die Bekanntschaft eines jungen Rittergutsbesizers von außerhalb, dem sie von einem Tag zum andern das Ultimatum in Aussicht stellte. Schließlich trat sie mit dem hübschen, robusten Blondin an einem Nachmittag den Gang durch die Friedrichstraße an und geriet zum dritten Mal in bewunderndes Staunen über den „Gelegenheitskauf“. Der Rittergutsbesitzer, dessen Blut allmählich die richtige Siedehitze erreicht hatte, betrat mit der Trikot-Theater-Nymphe den Laden — und das Geschäft wurde perfekt. Wie es an's Bezahlen ging, bemerkte der Käufer, daß er nur zweitausend Mark bei sich hatte.

„Ich deponiere die zweitausend Mark bei Ihnen“ — sagte er dem Juwelier — „gehe in mein Hotel, hole mir den Rest der Summe und werde den Schmuck dann mitnehmen.“

Natürlich erklärte sich der Juwelier damit einverstanden. Der Rittergutsbesitzer fuhr in einer Droschke Muschchen nach ihrer Wohnung und — die Soubrette bewilligte ihm das Ultimatum. Er verabschiedete sich mit einem Kuß auf den Rücken und den vielsagenden Worten:

„In einer halben Stunde, Schatz!“

Die halbe Stunde war verstrichen, aber — der junge Rittergutsbesitzer kam noch immer nicht. Etwas beunruhigt telephonierte schließlich die Kleine an den Juwelier und erhielt von ihm den tröstlichen Bescheid:

„Jawohl, der Herr hat den Rest bezahlt und das Halsband mitgenommen!“

Wieder verging eine halbe Stunde. Muschchen wurde immer nervöser. Da klingelte es draußen. Gleich darauf brachte die Kammerjose ihrer Herrin einen prachtvollen Blumenkorb herein.

„Wie zarifinnig!“ sagte sich Fräulein Muschi — „er sendet einen Blumenkorb mit dem Halsband voraus!“

Sie suchte, suchte, fand aber nicht das ihr wohlbekannte Etui, sondern nur einen Brief. Sie öffnete ihn mit zitternden Händen und las:

„Gnädiges Fräulein!“

Zunächst bitte ich um Entschuldigung, daß ich Ihnen nicht meinen richtigen Namen gesagt und auch ein falsches Hotel angegeben habe. Ich bin nämlich seit fünf Monaten verheiratet — Sie werden also begreifen! In dem Augenblick, wo ich zu Ihnen kommen wollte, um Ihnen das Kollier zu überbringen, erhielt ich von meinem Frauchen einen Brief, der so liebevoll war, daß mich ein Gefühl der Neue beschlich. Ich beschloß deshalb, das Perlenhalsband meiner Frau mitzubringen. Da ich den nächsten Zug benutze, werde ich nicht mehr das Vergnügen haben, Sie zu sehen. Indem ich Sie bitte, diese Blumen entgegenzunehmen, gnädiges Fräulein, danke ich Ihnen herzlich für den schönen Gelegenheitskauf, zu dem Sie mir verholfen haben.

Ergebenst

X V.“

Muschchen, einer Ohnmacht nahe, wankte und hielt sich am Tisch fest. Dann entrang sich ihren roßigen Lippen nur ein Wort:

„Schweinehund!“

Aus Nah und Fern.

Die Eisenbahn-Katastrophe bei Gnesen.

Die amtliche Meldung über die Katastrophe lautet wie folgt: Der folgenschwere Unfall des D-Zuges 52 Endtkuhnen-Thorn-Berlin in der Nacht vom 6. bis 7. August ereignete sich auf der geraden im Gefälle 1,235 liegenden zweigleisigen Strecke zwischen Tremsen und Gnesen, etwa 1 Kilometer vor dem Haltepunkt Talssee in einem Einschnitt von etwa 5 Meter Tiefe. Der Zug war 51 Achsen stark und wurde von zwei Lokomotiven befördert. Es entgleisten die beiden Lokomotiven, der Packwagen und vier Personenwagen, darunter drei neue sechssächsige D-Zugwagen, und wurden zum Teil stark beschädigt. Der vierte Wagen schob sich etwa mit der Hälfte seiner Länge in den dritten Wagen hinein, dessen Reisende teils getötet, teils schwer verletzt wurden. Die Zahl der Opfer ist leider sehr erheblich, sie beläuft sich nach den bisherigen Feststellungen auf zehn Getötete, beziehungsweise bald nachher Gestorbene, und drei schwer verletzte Personen. Die Leichtverletzten entzerrten sich größtenteils bald nach dem Unfall, so daß die Zahl, die als nicht erheblich angesehen wird, sich bisher nicht genau feststellen ließ. Die von der Unfallstelle angeforderten Hilfszüge waren bald zur Stelle. Die mit ihnen eingetroffenen Ärzte, unterstützt durch die sofort hilfsbereit zur Unfallstelle geeilten Schwestern des Gnesener Krankenhauses, leisteten den Verletzten den ersten Beistand. Die Aufräumarbeiten wurden unverzüglich in Angriff genommen. Unter großen Schwierigkeiten wurden sie soweit gefördert, daß das eine Gleis am Nachmittag des 8. August wieder in Betrieb genommen werden konnte. Die Inbetriebnahme des zweiten wird voraussichtlich am 9. August erfolgen. Das Gleis, auf dem sich der Unfall ereignete, befindet sich zurzeit im Umbau. Mehrere hundert Meter waren im Laufe der letzten Wochen schon erneuert worden. In der Unfall-Nacht sollte eine weitere Strecke von 63 Meter Länge umgebaut und hier die bisherige Kiesbettung durch Kleinschlag sowie der Oberbau durch neue Schienen und Schwellen ersetzt werden. Es handelt sich hierbei um eine infolge der Abnutzung in regelmäßigen Zeitabständen wiederkehrende Gleiserneuerung; eine solche wird auf Strecken, wo der Zugverkehr am Tage hinreichende Pausen für die Ausführung nicht bietet, auch in die Nachtstunden verlegt. Die Arbeitsstellen werden durch Signale gebedet, wodurch die passierenden Züge zu vorsichtiger und langsamer Fahrt veranlaßt werden. Das war auch hier der Fall. Für die Arbeit war die längere Pause hinter dem Zuge D 52 in Aussicht genommen. Zur Erleichterung der Arbeiten während dieser Zugpause wurde indessen vorher und vor dem Eintreffen des verunglückten D-Zuges das Bettungsmaterial zwischen einem Teil der Schwellen aus dem Gleise entfernt. Soweit hierbei gegen technische Regeln und allgemeine Vorschriften verstoßen wurde und ob die Signale gehörig aufgestellt und beachtet wurden, wird die sofort eingeleitete gerichtliche Untersuchung ergeben. Von dem Minister der

öffentlichen Arbeiten ist eine besondere technische Kommission zur Teilnahme an der Untersuchung entsandt worden.

Schweres Unglück.

Sonntag nachmittag stieß am Steinort in Braunschweig ein Automobil mit einem Wagen der elektrischen Straßenbahn zusammen. Das Automobil stürzte um und begrub die zwei Insassen unter sich, von denen der eine schwer verletzt nach dem Krankenhaus gebracht wurde, während dem andern, dem Maschinenmeister Ebert, der Schädel zerquetscht wurde, sodas der Tod sofort eintrat.

Ein folgenschwerer Automobilunfall

hat sich in der Nähe von Stollberg im Erzgebirge ereignet. Dort stürzte auf der Fahrt nach Dresden beim Nehmen einer Kurve das Automobil eines Dresdener Kaufmannes um. Der 26 Jahre alte Chauffeur Jilgen aus Chemnitz kam unter das Gewicht zu liegen, erlitt schwere innere Verletzungen und starb bald darauf bei einem Arzt in Neukirchen. Von den beiden anderen Insassen ist der Besitzer des Automobils, der Dresdener Kaufmann Scher, verletzt.

Der Fall Gau.

Jehr. von Lindenau wurde Sonntag nachmittag nach Baden-Baden gebracht, um am Tatort zu zeigen, wo und in welcher Entfernung er den tödlichen Schuss auf Frau Molitor beobachtet haben will. Der Zeuge blieb bestimmt bei seinen bisherigen Aussagen. An der Stelle, wo er sich zur Zeit der Abgabe des Schusses befunden, habe er genau alle Vorgänge beobachten können. Der Zeuge wurde auch der Baronin v. Reichenstein gegenübergestellt, doch hat sie, wie erzählt wird, nicht angeben können, ob v. Lindenau der bewußte Mann mit dem grauen Bart war. Nach der Konfrontation äußerte v. Lindenau, er könne sich irren, wenn er sage, Frä. Molitor habe geschossen. Als man ihm eine Treppennische der Villa Naegelke an der Kaiser Wilhelm-Straße zeigte, die schräg hinter der Mordstelle liegt, meinte er, der Mörder könne sich wohl dort verborgen gehalten haben. Vorkünftig bleibt Freiherr von Lindenau in Baden-Baden im Gast, um in den nächsten Tagen noch weiteren Zeugen gegenübergestellt zu werden. Es wird weiter mitgeteilt, daß v. Lindenau jetzt zu der Überzeugung gekommen sei, daß Olga Molitor nicht geschossen hat. — Staatsanwalt Dr. Meißner erklärte, er wolle, falls es zu einer neuen Verhandlung im Prozeß Gau kommen sollte, was er übrigens für ausgeschlossen halte, noch erdrückendes Beweismaterial zutage fördern; namentlich soll ein bei Frau Gattin vorgefundenes Tagebuch äußerst Belastendes enthalten. Was den Mann mit dem grauen Bart betrifft, so glaubt der Staatsanwalt, daß Gau beim Verlassen des Postgebäudes sich den Bart mit Puder bestäubt habe, um dadurch den Zusammenhang zwischen dem Mann mit dem schwarzen Bart am Telefon und dem Mann mit dem grauen Bart in der Gegend der Mordstelle zu verwischen. Der Verteidiger Hans, Dr. Dieck, erklärte, die Wiedergabe der Unterredung mit dem Berichterstatter des „Berliner Lokalanzeiger“ sei nur teilweise richtig; er habe nicht mehr gesagt, als die Gerichtsverhandlung ergeben habe.

Ein trauriges Hungerleiderdasein

führen nach den Feststellungen der bayerischen Fabrikinspektion (Bericht für 1906) die Handwerker in Oberfranken. Dort sind noch etwa 6000 Handwebstühle, namentlich in den Bezirken von Hof, Münchberg, Naila und Stadt-Steinach im Betrieb. Die Weber beziehen die Garne von Fabrikanten und verarbeiten sie hauptsächlich auf Tücher, Decken, Kleider und Möbelstoffe. Dabei arbeitet die ganze Familie täglich dreizehn bis sechzehn Stunden, von früh morgens bis spät in die Nacht hinein. Die Kinder müssen schon vom 5. und 6. Lebensjahr an vielfach in angestrengtester Weise im Beruf mithelfen. Die Vorschriften des Kinderschutzgesetzes fanden — wie der Beamte selbst konstatiert — „bisher nur wenig Beachtung“. Und was springt bei dieser rastlosen Arbeit einer Familie heraus? Man höre: „Der durchschnittliche Tagesverdienst einschließlich der Mithilfe von Frauen und Kindern kann mit 1,20 Mk. bis 1,50 Mk. angegeben werden. Bei lohnenden Aufträgen steigt der Verdienst nicht selten bis 15 Mk. u. mehr pro Woche: allein andererseits bringen es namentlich alleinstehende Leute vielfach nicht über 2 Mark bis 4 Mark wöchentlich.“ Wie sich das „Leben“ bei solchen Einkommensverhältnissen gestaltet, erhellt aus folgenden Angaben: Die Wohnungen der Weber sind höchst einfach, fast durchgängig ärmlich, sie gehören nur teilweise den Leuten eigentümlich, die Mietwohnung überwiegt. Der jährliche Mietpreis für Stube, Kammer und ab und zu auch eine kleine Küche beträgt 30 bis 40 Mark. Der Wohnraum ist zugleich Arbeits- und Kochraum. In besonders armen Gegenden teilen sich mitunter zwei Familien in einen einzigen gemeinschaftlichen Raum. So dürftig wie die Wohnung ist auch im allgemeinen die Ernährung des oberfränkischen Hauswebers. Die Hauptnahrung ist die Kartoffel, insbesondere in der Form der landesüblichen Kartoffelflöße. Fällt die Kartoffelernte schlecht aus, so leidet der Weber dadurch große Not. Fleisch kann sich der Weber nur in besseren Verhältnissen ein- bis zweimal die Woche leisten. Der Genuss von Pferde- und Kaninchenfleisch ist sehr verbreitet. Der einzige Lichtblick in dem Bericht ist die Konstatierung, daß die Handwebstühle allmählich außer Betrieb gesetzt werden, so von 1904 auf 1905 allein 200. Die jüngeren Weber suchen lohnendere Beschäftigung in den Textilfabriken oder in sonstigen Industrien.

Im Wahn.

Aus Paris wird berichtet: Ein irrsinnig gewordener Lokomotivführer namens Gatie legte auf seiner Manövriermaschine zwischen Chaumont und Chalons, ohne auf ein Signal zu achten, hundert Kilometer zurück, bis dann ein Weichenwärter in Chalons, um den gefährdeten Sitzzug Nancy-Paris zu retten, die Lokomotive zur Entgleisung brachte. Einem jungen Geizer, der sich auf der Lokomotive befand, gelang es noch rechtzeitig abzupringen. Gestandlicherweise ist auf der ganzen Strecke kein Unglück angerichtet worden.

Schiffsunglück.

Wie die „Frankfurter Zeitung“ aus New York meldet, ist der Dampfer „City of Panama“ zwischen Portland und San Francisco mit dem Dampfer „Alliance“ zusammen gestoßen. Der erstere sank mit den Passagieren und der Ladung. Der Zusammenstoß scheint durch Nebel herbeigeführt zu sein. Nach weiteren Meldungen sind sämtliche Passagiere gerettet worden.

Dynamitexplosionen in Amerika.

Ein Telegramm aus Boulder (Colorado) meldet: Im hiesigen Güterschuppen der Colorado and Southern Railway brach ein Feuer aus, das auf die Pulverniederlage, wo 1000 Pfund Dynamit lagerten, übersprang. Das Dynamit explodierte mit furchtbarem Gewalt. Über 100 Personen wurden verletzt, darunter zwei tödlich. In Boulder sind alle Scheiben zerschmettert. Gleichzeitig wird aus Detroit gemeldet, daß während eines Transports über den Detroitfluß bei Essex (Ontario) eine Wagenladung Dynamit explodierte. Die neue Passagierstation der Michigan Central-Eisenbahn wurde zerstört. Der Vorsteher der Station und mehrere andere Personen wurden getötet, viele verwundet. In Essex sprangen alle Fensterscheiben; die Explosion wurde 15 Meilen weit gehört.

Verantwortlicher Redakteur: Johannes Steiling.
Verleger: L. H. Schöwarz. Druck: Friedr. Meyer u. Co.
Sämtlich in Lübeck.